

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Knochen-Küste

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Die Knochen-Küste

John Sinclair Nr. 427

von Jason Dark

erschienen am 09.09.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Knochen-Küste

Jane Collins saß am Strand und schaute auf die anrollenden Wellen. Sie spürte den Wind in den Haaren und am gesamten Körper. Ihre Gedanken glichen den Wellen. Sie rollten heran und machten neuen Platz. Untermalt wurden das Rauschen und Klatschen von der hellen Stimme des Kindes.

»Schauen Sie mal, Miß, was ich gefunden habe!«

Jane Collins drehte sich um und wurde blaß. Was der Junge in den Händen hielt, waren bleiche Knochen…

»Nehmen Sie sich drei Tage Zeit und fahren Sie zu ihr. Sie hat es verdient. Und Sie auch, John. Versuchen Sie dabei gleichzeitig, ein wenig auszuspannen.« So hatte Sir James gesprochen, und Suko, der neben ihm stand, hatte genickt. Ich kam mir vor wie ein Angeklagter.

Dabei hatte ich nichts getan. Aus Marokko war ich zurückgekehrt und hatte den Fall des Schattenwürgers noch nicht richtig verdaut, als man mir diese Dinge sagte. Natürlich wußte ich mittlerweile, was sich in London getan hatte. Jane Collins war zurückgekehrt. Sie hatte es in Frisco nicht mehr ausgehalten, wollte wieder in ihre Heimat und hatte eines Tages vor Sukos Tür gestanden.

Jane, Shao und Suko hatten Zeit gehabt, miteinander zu reden, während ich mich in Marokko herumtrieb. Die drei waren der Meinung, zunächst einmal Abstand gewinnen zu müssen. Sie überredeten Jane, an die Küste zu fahren. Nicht in das mondäne Brighton, dafür nach Seaford, einen kleinen Nachbarort.

Ich sollte ihr also hinterherfahren. »Was bringt das?«

»Ihr müßt euch aussprechen, John«, sagte Suko. »Am besten verlaßt ihr dafür London, damit ihr Ruhe habt. Wir hätten sie auch in die Berge schicken können, aber Sir James meinte, daß die frische Seeluft so manchen Denkvorgang beschleunigt.«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, ob es ihr überhaupt recht ist, wenn ich sie besuche. Habt ihr mit ihr darüber gesprochen?«

»Nein.«

»Dann könnte es eine Überraschung werden.«

»Sicher.«

Die beiden schauten mich so an, daß es für mich praktisch keine andere Möglichkeit gab, als zu fahren. Sie hatten alles beschlossen. Na klar, über meinen Kopf hinweg.

»Ihr hättet mich ja fragen können«, beschwerte ich mich.

Sir James lächelte. »Haben wir das nicht jetzt?«

»Ich sehe es als eine sanfte Erpressung an.«

»Nein, wir wollten Ihnen einen Gefallen tun.«

»Wer weiß noch davon?« fragte ich.

Suko hob nur die Schultern. So recht wollte keiner mit der Antwort heraus.

Ich winkte ab. »Das kann ich mir schon denken. Wann soll ich die Koffer packen?«

Sir James gab wieder eine diplomatische Antwort. »Noch haben wir ruhiges Märzwetter…«

»Verstehe, Sir. Je früher, desto besser. Wie Sie meinen.«

Dann ging ich. Daß ich ohne Gruß den Raum verließ, hatte seinen Grund. Ich war sauer, daß man einfach so über meinen Kopf hinweg entschieden hatte. So etwas konnte ich nicht ab. Ich war gern mein eigener Herr. Den Weg in mein Büro ging ich sehr nachdenklich.

Glenda Perkins saß im Vorzimmer. Sie drehte sich um, als ich eintrat. Ich roch den Duft des frisch gekochten Kaffees und hörte ihre Frage. »Möchtest du eine Tasse?«

»Klar, es wird sowieso für einige Tage die letzte gute sein, die ich bekomme.«

Glenda erwiderte nichts. Sie schwieg auch, als sie den Kaffee einschenkte.

Ich hatte mich auf die Kante ihres Schreibtisches gesetzt und bedankte mich mit einem Nicken, als ich das Getränk entgegennahm. Glendas prüfender Blick glitt über mein Gesicht, das ernste Züge zeigte.

Ich trank die ersten Schlucke. »Du weißt Bescheid?« fragte ich, als ich die Tasse neben mich stellte.

»Sie ist wieder da.«

»Genau.«

»Und was machst du?«

Ich schaute Glenda an. Ihr Gesicht war blaß geworden. Ich konnte mir vorstellen, was sie fühlte.

Früher hatte eine Eifersucht zwischen den beiden Frauen bestanden. Sie war bestimmt auch heute noch vorhanden und hatte sich bei Glenda sicherlich verstärkt, denn inzwischen waren wir beide uns einige Male sehr nahe gekommen.

»Ich fahre hin.«

»Das wußte ich.«

»Man hat dich also eingeweiht?«

Glenda ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Natürlich, was sonst? Mir wurde gesagt, daß Jane Collins zurückgekehrt sei und auch in London bleiben möchte.«

»Das ist nichts Verwerfliches.«

Glenda lachte leise. »Du brauchst sie nicht in Schutz zu nehmen. Ich denke ebenso wie du, aber ich frage mich, ob sich einiges verändert hat oder noch alles so geblieben ist wie früher?«

»Wie früher wird es nicht sein.«

»Das glaubst du?«

»Davon bin ich sogar überzeugt.«

»Entschuldige, aber ich kann es nicht sein. Jane wird versuchen, zwischen uns zu treten.«

»Moment, das ist nicht sicher. Sie weiß sehr genau, daß sich einiges verändert hat. Sie ist ebenfalls nicht mehr die gleiche wie damals, als sie noch als Detektivin arbeitete. Ihr Hexendasein und die Operation mit dem Einsetzen des künstlichen Herzens haben Spuren bei ihr hinterlassen. Das glaub mir.«

»Spuren, die vergehen werden.«

»Ich erlaube das nicht, Glenda. Dafür war es zu einschneidend. Was

Jane unternehmen will, weiß ich nicht. Darüber möchte ich in Ruhe mit ihr sprechen. Zudem ist sie ein armer Mensch. Ich glaube noch immer, daß sie gejagt wird. Die andere Seite schiebt ihr die Schuld an Wikkas Vernichtung zu. Sie haben versucht, Jane zu töten. Auf der Gefangeneninsel Alcatraz konnte es Yakup soeben noch verhindern, und ich bin mir sicher, daß man ihr auch weiterhin auf der Spur geblieben ist.«

»Dann willst du sie also beschützen?«

»So sehe ich das. Es hat aber nicht nur etwas mit Jane zu tun. Auch dich hätte ich ebenso beschützt. Ich möchte zunächst einmal mit ihr reden. Mir hat nur nicht gefallen, daß mich einige Leute als Schachfigur benutzt haben. Aber ich war in Marokko, da hatte Sir James Zeit genug, einen Plan auszutüfteln.«

»Darüber hat er auch mit mir gesprochen. Schließlich ist er nicht dumm und weiß, was zwischen uns beiden vorgefallen ist.«

Ich war beeindruckt. »Es wundert mich, daß er dich zu Rate zog, Glenda.«

»Irrtum, ich gab ihm keinen Rat. Das konnte ich auch nicht. Er wollte nur meine Meinung hören.«

»Wie lautete die?«

»Ich war ebenfalls dafür, daß du zu ihr reist und mit ihr einiges besprichst. Zudem finde ich es positiv, daß dies fernab von London geschieht und ihr nicht gestört werdet.«

»So schlimm ist es nicht.«

»Doch, John, das ist es. Ihr müßt Ruhe haben, um wieder zueinanderzufinden.« Bei den letzten Worten war Glendas Stimme leiser geworden, bis sie schließlich in einem trockenen Schluchzen verstummte. Sie schüttelte den Kopf, hob die Schultern, nahm ein Taschentuch und trocknete Tränen aus ihren Augenwinkeln. »Entschuldige«, flüsterte sie, »daß ich so gedacht habe, aber irgendwie habe ich doch recht, oder?«

»Nein. Nein, du siehst das zu persönlich. Wir werden uns zusammensetzen und über die Zukunft sprechen.«

»Eine gemeinsame?«

»Ja und nein. Du brauchst keine Angst zu haben, daß wir zusammenziehen. Es war früher nicht der Fall, und heute werde ich ebenso handeln. Da kannst du beruhigt sein.«

»Aber was will Jane machen?«

»Ich habe keine Ahnung, Glenda. Wir müssen das auf uns zukommen lassen. Zudem rechne ich damit, daß sie auch noch von ihren ehemaligen Artgenossen verfolgt wird. Das ist alles möglich. Wenn es stimmt, bin ich froh, sie beschützen zu können.«

»Ich sehe das etwas anders, John.«

»Kann ich verstehen, aber Jane ist nun mal zurückgekommen, und

damit müssen wir uns abfinden.«

»Ich weniger als du.« Glenda schaute mich an. Ich sah ihre rotgeweinten Augen, bückte mich und legte beide Hände gegen ihre Wangen. Sie senkte den Blick, weil sie mir nicht in die Augen schauen wollte. »Bitte, John, kein Trösten und auch keine Sentimentalitäten. Pack deinen Koffer und fahr erst mal zu ihr. Du kannst mir ja später etwas sagen, falls es überhaupt was zu sagen gibt.«

»Ist schon gut.« Ich wußte, daß Glenda keinen großartigen Abschied wollte. Deshalb verließ ich grußlos das Vorzimmer.

Suko stand auf dem Gang. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, dicht neben der Tür. »Ich wollte euch nicht stören«, sagte er.

Ich nickte. »Das war ein großartiger Plan, wirklich. Ihr habt mich voll erwischt.«

»Was sollten wir tun?«

»Euch raushalten.«

»Mal ehrlich, John. Hätten wir das gekonnt? Hättest du dich von meinen Problemen ferngehalten, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre? Ich glaube nicht.«

»Ja, das stimmt schon.«

»Eben. Jane ist zurückgekehrt. Es gibt beide. Sie und Glenda. Du mußt taktieren.«

»Weiß sie eigentlich, daß ich komme?«

»Keine Ahnung.«

»Ehrlich, Suko.«

Er rutschte zur Seite. »Ich habe mit ihr nicht gesprochen. Ich könnte mir vorstellen, daß es Sir James getan hat. Er riet ihr auch, zunächst einmal Urlaub zu machen. Die beiden verstanden sich wohl gut. Sie haben stundenlang miteinander gesprochen.«

»Dann wird sie vielleicht Bescheid wissen.«

»Wie fühlst du dich, John?«

Ich zog die Mundwinkel nach unten und hob die Schultern. »Wie ein Hamburger, der zwischen zwei Sandwich-Hälften liegt und das Gefühl hat, zerdrückt zu werden, obwohl die beiden sich ums Verrecken nicht ausstehen können.«

»Das war gut gesagt, aber du wirst es schon packen. Sollte irgend etwas sein, na ja, du weißt Bescheid.«

»Gibt es sonst noch etwas?«

»Bill ist aus dem Nürnberger Krankenhaus entlassen worden. Er liegt schon zu Hause und wartet auf deinen Besuch.«

»Später. Weiß er denn von Jane?«

»Bestimmt. Shao hat sich auch mit Sheila darüber unterhalten. Der wird informiert sein.«

»Dann laß ihn schmoren.« Ich reichte Suko die Hand. »Wie lange ich bleibe, weiß ich selbst noch nicht. Ich rufe auf jeden Fall an und gebe

dir Bescheid. Grüß Glenda noch mal von mir.«

»Mach ich.«

Vor dem Lift hob ich die Hand und winkte meinem Freund und Kollegen noch einmal zu. Dann stieg ich ein. Als die Lifttür sich schloß, hatte ich das Gefühl, Abschied vom Yard zu nehmen. Suko und Sir James waren so seltsam gewesen. Das war ich nicht von ihnen gewohnt.

Um nach Seaford zu fahren, nahm ich meinen Leasing-Golf. Auf die Begegnung mit Jane war ich zwar gespannt, gleichzeitig spürte ich davor doch ein wenig Furcht. Ich glaubte nicht daran, daß es wieder so werden würde wie früher und konnte mir auch nicht vorstellen, daß Jane es so wollte.

Über die Gefühle zu ihr war ich mir nicht im klaren. Bei meinen Überlegungen kam nichts heraus.

Deshalb war es bestimmt besser, wenn wir allein waren und uns unter vier Augen unterhielten.

Im stillen leistete ich Sir James und Suko Abbitte. Wie allerdings Glenda die Tatsache verkraften würde, stand auf einem anderen Blatt…

***

Jane Collins schloß die Augen!

Nicht etwa, weil ihr Sand oder Staub hineingeflogen wäre, nein sie wollte nicht glauben, was der Junge da in der Hand hielt. Sekundenlang hatte sie das Gefühl, einfach wegfliegen zu können, und sie nahm nicht einmal das harte Felsgestein wahr, auf dem sie hockte.

»Was ist denn mit Ihnen, Miß?« hörte sie den Jungen fragen, schüttelte den Kopf und öffnete die Augen.

Sie blickte nicht auf die Knochen, dafür auf das Kind. Der Junge mochte elf oder zwölf Jahre alt sein. Er hatte dunkelblondes Haar, trug einen Anorak, dessen Stoff gelb leuchtete, hatte ein nettes offenes Gesicht und hielt den rechten Arm ausgestreckt.

Aus der kleinen Faust schaute der Knochen.

Jane kannte sich aus. Der Knochen stammte höchstwahrscheinlich von einem Menschenarm. Er sah bleich und stumpf aus. Er mußte schon ziemlich lange am Strand gelegen haben, wo er der Witterung ausgesetzt war.

»Hast du ihn gefunden?« fragte Jane, weil ihr nichts anderes einfiel.

»Ja.«

»Und wo?«

»Nicht weit von hier am Strand.«

Jane nickte. »Wie heißt du eigentlich?«

»Matthias.«

»Das ist ein deutscher Name.«

Der Junge nickte. »Wir kommen zwar nicht aus Deutschland, aber meine Mutter.«

»Ach so.«

Matthias drehte den Kopf so, daß ihm der Wind die Haare aus der Stirn blies. »Haben Sie Angst, Miß?«

»Wieso?«

»Weil Sie so aussehen.«

»Nein, das nicht.« Jane rutschte von ihrem Sitzplatz und streckte sich. Sie schaute schräg über den Strand und sah die grauen Wellen, die schaumig im feuchten Sand ausliefen. Um diese Zeit war an der Küste kaum etwas los.

Aber die Luft sollte im Frühjahr und im Winter tatsächlich am besten sein.

Jane hatte vorgehabt, sich zu erholen und über alles nachzudenken. Es war ihr auch gelungen, gewisse Dinge zu verdrängen. Jetzt kam dieser Junge und zeigte ihr den Knochen, den er gefunden hatte.

Nun, das konnte Zufall gewesen sein, aber wer ein Schicksal hinter sich hatte wie Jane Collins, der glaubte so leicht nicht mehr an Zufälle. Wie konnte man an einer englischen Küste Knochen finden?

Das war so gut wie unmöglich.

Sie ging auf den Jungen zu. Jane trug einen Ostfriesennerz, diese gelbblaue Gummijacke, die ihr bis über die Oberschenkel reichte. Über die Beine hatte sie Jeans gestreift, die Füße steckten in ebenfalls gelben Gummistiefeln. Für eine Strandwanderung war sie ideal angezogen.

»Darf ich mal sehen?« fragte sie. »Den Knochen?«

»Ja.«

Matthias zog die Hand zurück. »Warum willst du ihn sehen? Ich habe ihn gefunden, er gehört mir.«

»Das weiß ich doch, Matthias. Ich will ihn dir auch nicht wegnehmen. Ich möchte ihn mir nur anschauen. Schließlich bist du es gewesen, der zu mir gekommen ist, um mir den Fund zu zeigen.«

»Das stimmt.«

Jane ließ den Jungen in Ruhe. Der Strand war weit und leer. Sie und Matthias befanden sich als einzige Personen dicht am Meer. Erst ein Stück entfernt, hinter den Dünen und deshalb nicht zu sehen, begann der Ort Seaford.

»Bitte«, sagte der Junge.

Jane bedankte sich mit einem Nicken, als sie den Knochen entgegennahm. Er war sehr leicht, leichter als Holz von der normalen Länge. Sie hielt ihn umklammert, wog ihn, legte ihn auch in die Linke und runzelte die Stirn.

»Ist irgend etwas damit Miß?«

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung.«

»Darf ich ihn zurückhaben?«
»Bitte.«
Der Junge nahm sein Fundstück so hastig an sich, als wäre es ungemein wertvoll.
»Wo hast du ihn denn gefunden?« erkundigte sich Jane.
»Nicht weit von hier.« Matthias deutete, ohne sich umzudrehen, hinter sich.
Jane wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Der Wind hatte sich verstärkt. Manchmal fuhr er in Böen heran. Kann ich mir den Ort mal ansehen? »Würdest du mich hinführen?«
Matthias senkte den Kopf. »Weiß nicht«, sagte er.
»Bitte.«
»Na ja, wenn Sie wollen. Es ist ja noch Zeit. Ich muß erst am Mittag bei meinen Eltern sein.«
»Macht ihr hier Urlaub?«
»Eigentlich nicht. Wir sind zwar hier, aber wir wohnen auch in London. Wir haben hier ein Haus.«
Er hatte es ein wenig umständlich erklärt. »Mein Vater arbeitet oft hier. Er ist Wissenschaftler.«
»Und was erforscht er?«
Matthias lächelte. »Die Natur, glaube ich. Wir wohnen hier des öfteren, wirklich.«
»Deine Eltern wissen nicht, daß du einen Knochen gefunden hast?«
»Nein, ich war noch nicht bei ihnen.«
»Hätte sich dein Vater dafür interessiert?«
»Bestimmt.« Matthias schaufelte Sand mit einer Stiefelspitze hoch. »Ich werde ihm den Knochen auch zeigen.«
»Ja, das ist gut.«
Wie zwei Freunde wanderten die beiden Menschen am Strand entlang. Über ihnen lag ein grauer, weiter Himmel. Die Wolken sahen aus wie dicke Wattebäusche. Zwischen ihnen leuchteten hin und wieder mal helle Streifen, ansonsten war die Sonne völlig verdeckt.
»Wir müssen nach rechts in die Dünen«, erklärte der Junge.
»Gut.«
Dort wurde der Weg beschwerlicher. Der Sand lag tiefer. Er hatte eine graue Farbe bekommen, die Steine nahmen zu. An manchen Stellen wuchs hartes Gras, dessen Halme sich im Winde bogen.
Der Junge lief vor. Er bewegte seine Arme rhythmisch im Lauf, und der makabre Fund machte dabei die Bewegung mit. Schließlich erreichte er eine Hügelkuppe und rutschte hinab und war aus dem Sichtfeld der Blondine verschwunden.
Auch Jane erreichte die Erhöhung. Von diesem Fleck aus konnte sie den Jungen sehen. Er hockte in einer kleinen Mulde, in der das harte Strandgras wuchs. Seinen Arm hatte er vorgestreckt, die Hand war in

irgendeiner Höhle verschwunden, die Jane Collins nicht einsehen konnte.
Dafür sah sie das Gesicht des Jungen.
Es war angstverzerrt!

***

Jane Collins kannte den Grund nicht, aber irgend etwas mußte sich in der Höhle versteckt gehalten haben, das dem Jungen diese Angst oder diese Schmerzen zufügte.
Sie beeilte sich.
Es waren nur wenige Yards bis zu ihrem Ziel. Dabei mußte sie den kleinen Muldenhang hinabrutschen. Ihre Stiefel wühlten den feinen Sand auf.
Dann hörte sie Matthias schreien. Er bewegte sich, der oder das andere, das seine Hand festhielt, mußte soviel Kraft besitzen, daß es ihm auch gelang, den Jungen in die Höhle zu ziehen.
Mit einem letzten Sprung erreichte Jane das Kind, bückte sich, schaute in die Höhle hinein, sah aber nichts und schnappte sich den Kleinen. Es war eine glücklose Aktion. Beide fielen zu Boden. Matthias kam auf Jane zu liegen.
Dort blieb er keuchend und auch weinend. Jane rollte ihn von sich herunter, stand auf und schaute auf die rechte Hand des Jungen.
Sie war leer! Der Knochen war verschwunden.
Jane untersuchte den Jungen, ob er in Ordnung war. Er lag zwar noch im Sand, sein Gesicht war verzerrt, aber äußerlich verletzt kam er der ehemaligen Hexe nicht vor.
»Man hat ihn mir weggenommen!« keuchte Matthias.
»Wer war es?«
»Ich habe keine Ahnung. Ich weiß es nicht. Tut mir leid - wirklich. Ich kann es nicht sagen.«
»Schon gut.« Jane drehte Matthias den Rücken zu. Endlich hatte sie Zeit, sich um die Höhle zu kümmern. Das Loch befand sich innerhalb der Muldenschräge. Sie wunderte sich, daß es noch nicht verschüttet worden war, da der Aufbau doch als weich und nachgiebig bezeichnet werden konnte.
Ein wenig fürchtete sie sich davor, ihre Hand in die Öffnung zu strecken, deshalb näherte sie sich der Öffnung sehr vorsichtig und immer darauf gefaßt, sich schnell zurückziehen zu können.
Wie tief die Höhle hinter dem Eingangsloch war, konnte sie nicht erkennen. Das Loch jedenfalls zeigte ungefähr die Größe eines Kopfes. Ein Kind hätte sich noch hineinzwängen können, ein Erwachsener kaum, dessen Schultern wären zu breit gewesen.
Wer immer dem Jungen den Knochen abgenommen hatte, er war jedenfalls mit ihm so tief in der Strandhöhle verschwunden, daß Jane

ihn nicht entdeckte. Zudem trug sie keine Lampe bei sich, mit der sie hätte hineinleuchten können.

Aber sie spürte etwas.

Es war ein Gefühl, das sie erst in neuerer Zeit kennengelernt hatte. Eine innere Warnung, zu vergleichen mit zahlreichen Informationen, die von einem Computer abgegeben wurden, ihr Ziel zwar erreichten, aber nicht so geordnet werden konnten, daß ein klares Bild entstand.

Manchmal glaubte sie auch, daß eine andere Kraft oder Macht versuchte, mit ihr Verbindung aufzunehmen. Waren es ihre Feinde, waren es andere Wesen?

Jane konnte es nicht sagen.

»Sehen Sie etwas?« Die Stimme des Jungen klang dünn. Jane hörte, wie er sich hinter ihr bewegte.

»Nein, es ist zu dunkel«, erwiderte sie, ohne sich umzudrehen. »Aber tu mir einen Gefallen und bleib hinter mir.«

»Ja, klar…«

Jane Collins schob sich vor. Der Sand war kalt, auch feucht und an manchen Stellen klebrig. Dagegen spürte sie im Hals eine gewisse Trockenheit, die ihre Kehle förmlich ausgedörrt hatte. Noch eine Schrittlänge trennte sie vom Eingang der Höhle. Ihr Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck angenommen, während sich ihr Inneres gleichzeitig gegen eine für sie noch nicht sichtbare Gefahr aufbäumte.

Da lauerte etwas.

Und sie hörte die Stimme.

Ein böse klingendes Flüstern drang plötzlich aus dem finsteren Loch des Höhleneingangs. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn die Stimme des oder der Unbekannten wiederholte die Worte einige Male.

»Hexe!« klang es, »du verdammte Hexe. Du bist eine Verräterin. Du hast uns verraten. Wir vergessen es nie… nie!« Den wiederholt gesprochenen Worten folgte ein hartes Lachen.

Jane sah noch immer nichts. Auch der Knochen wurde nicht in den für sie sichtbaren Bereich des Höhlengangs geschoben, aber sie ahnte plötzlich, daß hinter dem Fund mehr steckte, als es zunächst den Anschein gehabt hatte. Deshalb traute sie sich auch nicht, den Arm in die Höhle zu strecken.

»Du kannst nicht entkommen, du wirst vernichtet. Wir werden dich holen. Wir sind dir auf der Spur, wir haben dich verflucht. Du, Jane Collins, wirst deines Lebens nicht mehr froh. Wo du auch hingehen und dich verstecken willst, wirst du Unglück bringen. Du hast das Kloster verlassen, dein Schutz ist weg, jetzt bist du mit einem Fluch beladenes Freiwild, das schwören wir dir. Alles wird sich verändern, dein Leben, deine Nähe soll Unglück bringen. Wie jetzt!«

Jane begriff nicht so recht, was die Stimme mit ihrer letzten Bemerkung gemeint hatte.

Bis sie das Keuchen hinter sich hörte.

Auf den Knien drehte sich Jane Collins herum. Sie sah noch den Schatten, bekam feine Sandkörner gegen die Wangen geschleudert, und einen Moment später traf sie der Hieb.

Ihr Kopf schien zu zerplatzen. Sie sah plötzlich bunte Sterne explodieren, so daß die Dunkelheit über sie fiel wie ein Sack, der sie mit in eine bodenlose Tiefe riß.

Jane fiel seitlich in den Sand und blieb liegen. Aus der Wunde an ihrer Schläfe sickerte Blut.

Neben ihr aber kniete Matthias. In seinen Augen hatte sich ein böser harter Blick festgesetzt. Die Finger seiner rechten Hand umschlossen den Stein, mit dem er die ehemalige Hexe Jane Collins niedergeschlagen hatte…

***

Seaford!

Ein kleiner Ort an der Südküste Englands. Nur Insidern bekannt, was die Bewohner von Seaford überhaupt nicht störte, denn die Touristen sollten in Brighton oder anderen Orten bleiben, um sich dort zu vergnügen. In Seaford jedenfalls setzte man auf Ruhe, Erholung und Entspannung. Deshalb waren nur wenige kleine Hotels errichtet worden. Die meisten Gäste kamen in Privatquartieren unter.

Saubere Straßen, saubere Häuser, viel Grün, ein winziger Hafen, ansonsten die flache Weite einer Küstenlandschaft.

Ich war gut durchgekommen. Um diese Zeit fuhren kaum Touristen in Richtung Südküste.

Bei Newhaven, auch schon am Meer liegend, mußte ich abbiegen und fuhr eine schmale Küstenstraße entlang, die das Meer ebenso begleitete wie die durch den grauen Tag fliegenden Möwen.

Seaford empfing mich so herrlich ruhig. Die Luft schmeckte würzig. Da hätte es sich gelohnt, acht Nasenlöcher zu haben, um tief durchatmen zu können. Die Straßen im Ort waren schmal, auch kurvig und umschlossen oft genug niedrige Häuserblocks wie Inseln.

Viele Häuser besaßen zwei Gärten. An der Vorder- und der Rückseite schlossen sie sich an. Eingefriedet wurden sie oft genug von weißen Zäunen oder Mauern, über die man bequem hinwegschauen konnte.

In den südlichen Ländern hält man eine Siesta oder Mittagspause. Das war hier nicht der Fall. Ich hatte das Gefühl, als würden sich die Einheimischen schon für den Sommer rüsten, denn überall wurde gestrichen, geputzt und ausgebessert, denn man wollte die Schäden des letzten Winters beseitigen.

Ich hatte vor Sir James noch die Adresse des Hotels bekommen, in dem Jane abgestiegen war.

Es lag nicht weit von dem kleinen Fischerhafen entfernt, wo

allerdings keine Fischerboote mehr lagen, sondern sich Bootsbesitzer ihre Liegeplätze gekauft oder angemietet hatten.

Das Hotel sah aus wie ein Zweifamilienhaus. Es glich mehr einer kleinen Pension. Auch um das Gebäude herum war ein Garten angelegt worden. Ein weißer Zaun friedete ihn ein.

Platz für meinen Golf hatte ich vor dem Grundstück. Als ich aus dem Wagen stieg und mir der Wind ins Gesicht blies, atmete ich zunächst einmal tief durch.

Dann öffnete ich das Gartentor und schritt über einen gepflegten Plattenweg auf die Tür des kleinen Hotels zu. Auch sie war weiß gestrichen. Im Gegensatz dazu sahen die Scheiben zwischen den Rahmen direkt dunkel aus.

Bevor ich schellte, hörte ich noch aus dem Innern ein typisches Brummen. Es ließ auf einen Staubsauger schließen.

Nach dem Klingeln verstummte das Geräusch. Schnelle Schritte näherten sich der Tür, es wurde geöffnet.

Eine kleine Frau, die ihr schwarzes Haar mit einem Tuch verdeckt hatte und eine bunte Schürze um die Hüften trug, schob ihre Brille auf die Nase, schaute mich an und lächelte, als ich freundlich grüßte.

»Sie wünschen ein Zimmer, Sir?«

»Auch das.«

Sie blickte auf den kleinen Koffer an meiner rechten Hand. »Bitte, kommen Sie doch herein.«

»Danke.«

Das Haus war sauber. Ich trat mir auf der Matte den Schmutz ab und ging in eine breite Diele, die gleichzeitig so etwas wie eine Empfangshalle darstellte.

Das Schild mit der Aufschrift »Bed and Breakfast« schaukelte über der kleinen Rezeption, dessen Theke mit Prospekten bedeckt war. Zwei Sessel waren hochgestellt worden und lagen mit ihren Sitzflächen auf der Platte eines viereckigen Tisches.

Der Staubsauger stand mitten im Raum. Die Frau ging vor zur Rezeption und holte ein Anmeldeformular. »Ich bin übrigens Clara Wilson«, erzählte sie mir. »Meinem Mann und mir gehört das Hotel.«

»Es sind noch Zimmer frei, nicht?« fragte ich nach einem Kugelschreiber greifend.

Sie lachte. »Zu dieser Zeit immer. Aber Sie dürfen nicht ohne Voranmeldung im Sommer kommen. Da können Sie Pech haben.«

»Das glaube ich.«

Ich füllte den Zettel mit meinen Daten aus, unterschrieb und reichte ihr das Formular.

»Drei Tage wollen Sie bleiben, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Schön, ich freue mich. Dann möchte ich Ihnen jetzt Ihr Zimmer

zeigen, wenn es recht ist.«

»Gern.«

Clara Wilson lächelte. Ich trat zur Seite und ließ sie vorgehen. Die Holztreppe war sehr breit und dunkel gestrichen. Auf den breitesten Stufen standen Blumenkübel. Die Pflanzen bekamen auch genügend Licht, da der linke Treppenrand von einer vom Boden bis zum Dach hochwachsenden Fensterfront begleitet wurde.

Wer hier als Gast wohnte, der mußte sich einfach in dieser freundlichen Familien-Atmosphäre wohl fühlen. Hier wurde er noch mit dem Namen angesprochen.

Die Treppe endete in der ersten Etage. »Hier liegen auch unsere vier Zimmer.«

»Sind alle belegt?«

»Nein, die Hälfte jetzt.« Sie blieb vor einer dunkel gebeizten Tür stehen und öffnete.

Ich trat über die Schwelle und nickte. Der Raum lag zum Garten hin. Ich konnte das Meer nicht sehen, dafür drang sehr viel Licht durch die große Scheibe an der gegenüberliegenden Seite der Tür.

Eine kleine Dusche war ebenfalls vorhanden.

Mrs. Wilson öffnete die schmale Tür zu diesem Raum und fragte: »Gefällt es Ihnen?«

»Sehr.«

»Das freut mich. Wenn Sie etwas möchten, Mr. Sinclair, Sie finden mich unten.«

»Danke sehr.«

Mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen ging sie davon. Ich legte meinen Koffer in den Schrank, trat an das Fenster und schaute hinaus. Unter mir lag der Garten. Dort wuchsen sechs Obstbäume auf einer graubraun wirkenden Winterwiese. Auch die Bäume besaßen noch kahle Äste.

Doch man konnte, wenn man genau hinschaute, schon die Knospen erkennen, die sich aus den Zweigen drückten.

Hierher hatte sich also Jane zurückgezogen. Eine sehr nette, ruhige Gegend, in der sie möglicherweise trotz meines Besuchs ihr inneres Gleichgewicht zurückfand. Jedenfalls würden wir hier ungestört lange Gespräche führen können.

In welchem Zimmer sie wohnte, wußte ich nicht. Deshalb wollte ich mich erst bei Mrs. Wilson nach ihr erkundigen. Aus einem kleinen Kühlschrank nahm ich eine Flasche Mineralwasser und trank sie zur Hälfte leer. Die Fahrt und die Luft hatten mich durstig gemacht. Ich wusch mir die Hände und verließ anschließend das Zimmer.

Unten summte noch immer der Sauger. Dieses Geräusch begleitete mich auch. Auf der letzten Stufe blieb ich stehen, denn die gebückt arbeitende Clara Wilson versperrte mir den weiteren Weg.

Sie sah mich aber, entschuldigte sich und stellte den Sauger ab. »Tut mir leid, Mr. Sinclair, ich hatte sie nicht gesehen.«
»Macht nichts.« Ich trat vor der letzten Stufe und blieb vor ihr stehen.
»Haben Sie einen Wunsch?«
»Ja, Mrs. Wilson. Sie sagten vorhin, daß nur zwei Zimmer belegt wären.«
»Das ist richtig.«
»Wohnt vielleicht eine Miß Jane Collins bei Ihnen?«
Die Augen hinter der Brille wurden groß. »Ja«, erwiderte sie erstaunt, »sie wohnt hier. Kennen Sie die Dame?«
»Wegen ihr bin ich gekommen.«
»Davon hat sie mir aber nichts gesagt. Ich hatte das Gefühl, daß sie allein bleiben wollte.«
»Sie weiß auch nicht, daß ich gekommen bin. Es soll für sie eine Überraschung werden.«
»Hoffentlich keine negative oder böse, denn die würde ich ihr wirklich nicht gönnen.«
Ich lächelte beruhigend. »Das glaube ich nicht, Mrs. Wilson. Aber wieso würden Sie ihr keine negative Überraschung gönnen?«
»Ganz einfach, Mr. Sinclair. Sie ist einfach nett. Eine wirklich nette Frau, wie ich sie mir als Gast nur wünschen kann. Ruhig, bereit zu Gesprächen, aber keine Schwätzerin oder Angeberin. Sie muß in den Staaten gelebt haben, denn sie erzählte mir von Westküste.«
»Das hat sie.«
»Aber sie stammt aus London - oder?«
»Richtig.« Ich deutete nach oben. »Jetzt wird Miß Collins wohl nicht in ihrem Zimmer sein?«
»Nein, sie geht immer zum Strand. Jeden Morgen nach dem Frühstück beginnt sie mit ihren langen Spaziergängen und kommt erst am Nachmittag zurück. Dann setzen wir uns zusammen, trinken Tee, plaudern ein wenig, und am Abend gesellt sich auch noch mein Mann hinzu. Der arbeit in Brighton bei der Kurverwaltung.«
»Hat Miß Collins denn nie von mir gesprochen?«
»Ja und nein.« Sie überlegte. »Heißen Sie mit Vornamen John? Ich habe den Anmeldezettel nicht mehr so genau in Erinnerung.«
»In der Tat.«
»Dann hat sie kurz von Ihnen gesprochen.« Mrs. Wilsons Blick wurde prüfend und mißtrauisch.
»Das Verhältnis zu Ihnen scheint ein wenig gespannt gewesen zu sein.«
»Stimmt.«
»Mr. Sinclair, mir sind alle Gäste lieb und wert. Ich möchte nicht, daß Miß Collins Schwierigkeiten bekommt; Sie verstehen?«

»Keine Sorge, Mrs. Wilson. Ich bin niemand, der ihr etwas Böses will. Ich möchte nur mit ihr reden.«

»Das kann ich mir bei Ihnen auch nicht vorstellen. Sie sehen nicht so aus wie ein Gangster.«

Ich mußte lachen. »Was glauben Sie, meine Liebe, wie wenig Gangster auch wie Gangster aussehen.«

»Mag sein. Ich verlasse mich dabei auf mein Gefühl. Und damit bin ich bisher gut gefahren.«

»Das glaube ich Ihnen.« Ich schaute auf die Uhr. Wann, sagten Sie, ist Miß Collins gegangen?

»Nach dem Frühstück, gegen zehn.«

»Und sie nimmt immer den gleichen Weg?«

»Kann ich nicht sagen. Sie sprach wohl mal von den Dünen. Sie müssen in Richtung Osten laufen, um sie zu erreichen. Da werden Sie Miß Collins sicherlich finden.«

»Ich danke Ihnen, Mrs. Wilson. Bis später dann.«

»Bestellen Sie ihr einen schönen Gruß von mir und sagen Sie, daß der Tee wartet.«

»Werde ich machen!« rief ich lachend zurück.

Mir gefiel diese heile Welt. Es war doch gut, daß ich einem dienstlichen Befehl Folge geleistet hatte und so etwas Urlaub machen konnte. Was tatsächlich auf mich zukam, daran dachte ich zu diesem Zeitpunkt nicht einmal im Traum…

***

Jane Collins lag wie tot in der kleinen Mulde. Sie war zur Seite gefallen und hatte noch das rechte Bein angezogen. Der Wind strich über die Mulde hinweg, er kämmte das Gras, und er fuhr auch in die Haare des Jungen, der neben Jane hockte, auf den Stein in seiner Hand schaute, das dort klebende Blut sah und nicht begreifen konnte, daß er es gewesen war, der zugeschlagen hatte.

Minuten vergingen.

Es blieb ruhig, bis auf die üblichen Geräusche wie das Säuseln des Windes oder die krächzenden Schreie der Möwen. Auch aus der Höhle drang kein Flüstern mehr, die Ruhe der Küstenlandschaft lullte alles ein.

Bis auf den Jungen.

Als hätte man ihm einen Stoß gegeben, so sprang er plötzlich in die Höhe und ließ auch den Stein fallen, der mit einem dumpfen Laut im Sand landete.

Er schaute noch einmal auf den leblosen Körper, schüttelte sich und rannte weg.

Seine Flucht beschrieb die Panik, die in ihm steckte. Matthias konnte noch immer nicht richtig fassen, daß er es gewesen war, der Jane

Collins niedergeschlagen hatte.
Sie aber blieb liegen.
Jane merkte nicht, daß sich etwas in ihrer Umgebung tat. Zunächst war es nur der Wind, der auffrischte, wie mit unsichtbaren Händen über den Strand fuhr und den feinkörnigen Sand aufhob, um ihn weit in die Dünen hineinzuschleudern.
Auch dorthin, wo Jane Collins lag, denn die Hänge der Mulde gerieten in Bewegung, als wären sie ein Meer aus Sand, das allmählich kräuselnde Wellen warf.
Und der Sand rollte auf Jane zu. Er kam dabei in Wellen, erreichte sie, ließ sich nicht aufhalten und wehte über ihren Körper. Es begann an den Beinen, gegen die von allen Seiten die feinen Körner geschleudert wurden und allmählich eine so dichte Schicht bildeten, daß sie einen Großteil bereits bedeckten.
Damit hörte es nicht auf. Der Oberkörper bekam ebenfalls die feinen Körner mit. Der Wind wurde zu einem Feind des Menschen. Es schien, als wäre er der Helfer eines anderen, der dafür sorgen wollte, daß Jane Collins begraben wurde.
Lebendig begraben…
Und in der Höhle tat sich ebenfalls etwas. Genau dicht an der Öffnung bewegte sich jemand. Zwei hellere Punkte, rötlichgelb glänzend, schoben sich aus dem Hintergrund heran, drangen aber nicht aus der Öffnung, sondern blieben dort.
Dafür tastete sich etwas anderes vor.
Ein langer, zungenförmiger Gegenstand, der wie ein Schlauch ohne Öffnung aussah, peitschte aus der dunklen Höhle, drang wie ein schmaler Spaten in den feinen Sand ein und wühlte ihn dort mit kreiselnden Bewegungen auf, als wollte er etwas aus der Tiefe holen, das darin verborgen lag.
Es blieb nicht bei diesem einen Gegenstand. Zwei andere gesellten sich ebenfalls hinzu. Auch sie schaufelten im Sand.
Die erste Ladung traf Jane noch nicht, die zweite war schon besser gezielt, und die dritte wurde gegen ihren Kopf geschleudert.
Dieser Volltreffer schien das Unheimliche, Unbekannte aus der Höhle mutiger zu machen und ihm noch mehr Kraft zu geben, denn der Sandboden wurde eine Armlänge tief aufgewühlt und die entsprechenden Massen in Janes Richtung geschleudert.
Sie merkte nicht, daß sie getroffen wurde.
Noch lagen Mund und Nase frei, sie konnte atmen, aber wie lange dauerte dieser Zustand an?
In der Höhle hockte der Tod. Er sorgte dafür, daß Jane durch den Sand in den folgenden Minuten zugeschüttet wurde. Von den Beinen war schon nichts mehr- zu sehen. Auch ein Teil des Oberkörpers war verdeckt. Sie lag auf der rechten Seite. Ihr rechter Arm und die rechte

Hand waren längst verschwunden.
Jetzt nahm sich das oder der Unheimliche die linke Seite vor. Die drei Zungen wirkten wie sich schnellbewegende Peitschen. Sie schlugen, sie wühlten, sie schleuderten den Sand gegen ihr Opfer, so daß man sich schon ausrechnen konnte, wann Jane Collins nicht mehr zu sehen sein würde. Sie würde ersticken.
Aus der Höhle hatte sie die Stimme vernommen. Von einer Verräterin war gesprochen worden und von der Rache, die dieser Verräterin widerfahren sollte…

***

Ich hatte mich nicht erst durchzufragen brauchen. In diesem kleinen Ort fand ich den Strand sehr schnell. Die Leute, die mir unterwegs begegneten, grüßten sehr freundlich, und einmal kam mir auch ein dunkelblonder Junge entgegengelaufen, der naßgeschwitzt war und keuchte, als hätte er einen Marathonlauf hinter sich.
Im Osten sollten die Dünen liegen, hatte man mir gesagt. In der anderen Richtung lag Brighton. Bei klarem Licht konnte man die Stadt von einem erhöhten Standort aus sehen. Jetzt, bei diesem trüben Wetter, schmolzen Himmel und Meer zu einer grauen Masse zusammen. Kurz vor dieser Linie hob sich schwach der Umriß eines Fährschiffes ab, das in Richtung Frankreich fuhr.
England und Frankreich hatten sich endlich entschlossen einen Tunnel unter dem Ärmelkanal her zu bauen, der beide Länder miteinander verband. Dann würde so manche Fährlinie eingestellt werden. Bis zu Beginn des nächsten Jahrtausends sollte dieses Projekt verwirklicht sein.
Wenn das Schicksal es gut meinte, erlebte ich das noch, oder ich war wiedergeboren, denn ich wußte inzwischen, daß ich nicht zum erstenmal auf der Welt lebte.
Ich war damals zur Hochblüte der Templer-Ritter und nach den großen Kreuzzügen Hector de Valois gewesen, einer der Templer-Führer, der sehr mächtig gewesen war, sehr viel gewußt, dieses Wissen auch niedergeschrieben hatte. Die Nachwelt allerdings hatte die Aufzeichnungen nicht mehr lesen können, sie waren verbrannt.
Ich mußte nun mit meinen Forschungen wieder von vorne beginnen.
Daran aber wollte ich jetzt nicht denken, denn es ging um Jane Collins. Irgendwo links von mir, wo die Dünen wie flache Wellenberge wuchsen, mußte sie sich befinden. Manche Kuppen waren von Strandgras bedeckt, das sich im Wind bewegte. Ich hörte das Rauschen des Meeres und schlenderte durch den Sand, die Hände in den Taschen meiner Lederjacke vergraben. Meine dunkelgrüne Cordhose bestand aus einem festem Stoff, und ich war froh darüber, denn der Wind war recht kühl.

Mein Blick fiel weit über den Strand. Wenn sich jemand dort aufhielt, hätte ich ihn sehen müssen, doch der Strand war leer, so weit mein Blick auch reichte.
Ich schmeckte die Luft, mir gefiel diese einsame Wanderung, fast hätte ich vergessen, daß ich mich auf der Suche nach Jane Collins befand.
Wo konnte sie stecken?
Ich blieb stehen und drehte mich nach links. Jetzt traf mich der Wind von der Seite, ich aber schaute gegen die breiten Wellen der vor mir aufragenden Dünen.
Nach Spuren im Sand zu suchen, brachte nichts. Wenn jemand hier spazierenging, wurden seine Spuren sofort wieder verweht. Ich brauchte nur zurückzuschauen, um dies anhand meiner Fußspuren erkennen zu können.
Es brachte nichts, wenn ich diesem Weg noch weiter folgte. Am besten würde es sein, sich in die Dünen zu schlagen und dort nach Jane zu suchen.
Das tat ich auch.
Der Untergrund war nicht mehr so weich wie zuvor, obwohl auch er mit Sand bedeckt war. Hin und wieder sah ich freigewehte Flecken, die wie dunkle Inseln wirkten.
Mein Blick fiel auch nach rechts, und da fiel mir etwas auf. Zuerst dachte ich an eine Windhose, so etwas gab es ja auch, aber nicht bei diesem Wetter. Der kreisende Sand mußte meiner Ansicht nach eine andere Ursache haben. Er stand wie eine sich drehende Wolke über einer Dünenmulde.
Ich lief hin.
Mein Kreuz »meldete« sich plötzlich.
Es war nur mehr ein kurzer, aber heißer Blitz, der über die Haut auf meiner Brust fuhr. Wenn ich dieses Brennen spürte, lauerte etwas in der Nähe, das mit einem normalen Verstand nicht zu erfassen oder zu begreifen war.
Hatte diese Reaktion etwas mit dem aufgewirbelten Sand über der Dünenmulde zu tun?
Eigentlich ein Irrsinn, aber durchaus möglich, denn ich hatte schon die tollsten Dinge erlebt.
Meine Beine bewegten sich fast automatisch schneller, als ich den Rest der Strecke zum Ziel hinlief.
Bevor ich es erreicht hatte, spürte ich bereits den Sand, der auch über die Kuppe hinweg mir entgegengeschleudert wurde. Jetzt sah ich, daß er in Spiralen hochkam, wieder zurückfiel und Nachschub erhielt.
Drei weitere Sprünge brachten mich an den Rand der Mulde. Ich konnte kaum etwas erkennen, zudem wehte der feine Sand in mein

Gesicht. Wenn ich die Augen öffnete, konnte ich blind werden, deshalb schloß ich sie, als ich den Hügelrand hinabrutschte, in das Zentrum der Sandwolke eintauchte, immer wieder getroffen wurde und mich plötzlich darüber wunderte, daß dieser ungewöhnliche Sandsturm auf einmal stoppte. Möglicherweise lag es auch an meinem Kreuz, denn abermals hatte es sich erwärmt, und über meine Brust strich ein warmer Hauch.

Ich öffnete die Augen.

Es wirbelten nicht mehr viele Körner durch die Luft. Die meisten waren wieder zu Boden gefallen, hatten dort die Landschaft verändert und kleine Hügel und Täler gebildet.

Wo steckte das Andere?

Ich entdeckte nichts von der Kraft, die den Sand in Bewegung gesetzt hatte, ging zwei kleine Schritte vor und stieß gegen ein unter dem Sand liegendes Hindernis.

Ich wurde stutzig, bückte mich. Vor meinen Schuhspitzen entdeckte ich etwas.

Im Sand lagen Haare.

Blonde Haare…

»Mein Gott!« flüsterte ich, ließ mich auf die Knie fallen und begann dort zu schaufeln, zu wühlen und zu arbeiten, wo ich die Haare entdeckt hatte. Meine Finger tasteten nach, ich spürte etwas unter den Kuppen, das sich anfühlte wie kalte Haut.

In den drei Sekunden hatte ich ein Gesicht freigelegt. Das Gesicht einer mir bekannten Person.

Vor mir lag Jane Collins, und sie rührte sich nicht!

***

Wie lange ich in der Mulde und vor Jane wie erstarrt gehockt hatte, konnte ich nicht sagen. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken, ich suchte nach einer Erklärung, fand sie nicht, war wie vor den Schädel geschlagen, atmete laut und ächzend, hob selbst die Schultern, als wollte ich mich bedauern, und machte weiter.

Ich befreite das Gesicht, so gut es ging, vom Sand und entdeckte schon sehr bald die Wunde an Janes Kopf. Sie untersuchte ich zuerst. Ich bin kein Arzt, aber die Verletzung, die zu Janes Bewußtlosigkeit geführt hatte, mußte von einem Schlag stammen.

Ich tastete weiter, erreichte die Lippen, hob ein Augenlid an, fühlte nach dem Puls, unterdrückte mühsam meine Panik und atmete auf, als ich feststellte, daß meine erste Vermutung stimmte.

Jane war nicht tot. Sie lag in tiefer Bewußtlosigkeit, wäre aber sicherlich in den nächsten Minuten erstickt, wenn ich sie nicht gefunden und befreit hätte.

Es blieb ruhig. Kein Wind drehte den in der Mulde liegenden Sand

mehr zu einer Spirale hoch, es wurde auch nichts mehr hineingeschleudert. Wäre nicht Jane Collins gewesen, hätte ich an eine Täuschung geglaubt.

Leider war es keine.

Nicht umsonst hatte mich mein Kreuz gewarnt. Hier mußte etwas lauern, das dem Wirken des Kreuzes konträr gegenüberstand. Möglicherweise ein dämonisches Motiv, das durch Janes Erscheinen geweckt worden war.

Es gab auch eine andere Möglichkeit. Ich dachte daran, daß Janes Gegner, die Hexen, sie auf die Todesliste gesetzt hatten. Sie wollten und würden nicht eher ruhen, bis es ihnen gelungen war, die ehemalige Hexe zu vernichten.

Das alles konnte sie mir sicherlich sagen. Mit den seitlich hochkant gestellten Händen schaufelte ich auch den letzten Rest an feinem Sand weg, so daß ihr Körper jetzt frei vor mir lag.

Ein steifer Körper, der so verdammt leblos aussah. Ich hatte sie auf den Rücken gelegt, hob ihren Kopf vorsichtig an und stützte auch den Rücken ab.

Jane blieb bewußtlos.

Ich ließ sie so sitzen, schaute mich um und wurde das Gefühl nicht los, in einer Falle zu hocken.

Auf einmal gefiel mir die kleine Mulde nicht mehr. Der Wunsch, sie so schnell wie möglich zu verlassen, wurde übermächtig in mir.

Behutsam und vorsichtig hob ich Jane an. Ich hätte sie gern auf den Händen getragen, das ging leider nicht, der Weg war einfach zu schwierig. Ich würde sowieso Mühe haben, mit dem Körper der ehemaligen Hexe das Gleichgewicht zu halten.

So legte ich Jane über meine linke Schulter und hielt sie mit dem linken Arm fest.

Einen letzten Blick warf ich zurück.

Glatt und schräg abfallend kamen mir die Muldenränder vor. Der Sand hatte wahrscheinlich ihre Form verändert. Eine Höhle, wie Jane und der Junge sie gesehen hatten, entdeckte ich nicht.

Mit meiner Last auf der Schulter stieg ich aus der Mulde und atmete auf, als ich deren Rand erreicht hatte.

Bis zum Strand war es nicht weit, aber beschwerlich. Ich atmete auf, als ich ihn Minuten später erreicht hatte, und ließ die noch immer bewußtlose Jane von meiner Schulter in den feinen dünnen Sand gleiten. Auf dem Rücken blieb sie liegen.

Ich ging zum Wasser und ließ den Schaum der auslaufenden Wellen in meine nebeneinandergelegten Hände rollen. Zwar verlor ich auf dem Weg zu Jane einige Tropfen, aber der Rest reichte aus, um ihr Gesicht zu säubern. Vielleicht erwachte sie auch aus ihrem Zustand.

Noch zweimal ging ich, holte Wasser und bespritzte sie damit. Dabei

hatte ich die Wunde immer abgedeckt, es sollte kein Salzwasser hineinlaufen und sie ausbrennen.

Um Jane bis ins Hotel zu schleppen, war es doch sehr weit. Allerdings hätte sie auch in ärztliche Behandlung gemußt. Ich wollte sie aber nicht allein am Strand liegenlassen, also blieb ich vorerst neben ihr sitzen und wartete ab. Vielleicht kam noch ein Spaziergänger, den ich zurückschicken konnte.

Mit einer normalen Frau hätte es romantisch sein können, dem Spiel der Wellen und dem lautlosen und schwingendem Flug der Möwen unter der grauen Wolkendecke zuzuschauen, aber mein Blick richtete sich mehr auf Jane Collins, als er sich mit der Umwelt befaßte.

Natürlich strömten mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf. Ich dachte an die Zeit vor ihrem Hexendasein, ich erinnerte mich auch an die schlimmen Jahre als sie eine Hexe gewesen war, dann war es uns gelungen, sie von dem Bann zu befreien, jetzt lebte sie mit einem künstlichen Herzen. Diese Operation hatten wir in Texas durchführen lassen. Sie war der Ausschlag gewesen zu einer Kette von mörderischen Ereignissen.

Etwa eine halbe Stunde hatte ich neben ihr gesessen. Noch immer rührte sich Jane nicht. Kein Zucken in ihrem Gesicht. Sie sah so bleich, blaß und schutzbedürftig aus.

Der Wind wanderte zusammen mit dem feinen Sand über den Strand. Ich bekam den Eindruck, als würde der Sand sich regelrecht weiterrollen, wenn er von den dicht aufeinanderfolgenden Böen getroffen wurde.

Wieso rollen?

Ich wunderte mich darüber und dachte daran, daß ich ähnliches auch in der Mulde erlebt hatte.

Eine Gänsehaut kroch meinen Rücken hoch. Etwas stimmte nicht in dieser an sich normalen Umgebung.

Mein Blick fiel auf das Wasser. Die Gefahr, von deren Vorhandensein ich inzwischen überzeugt war, konnte von überall herkommen.

Auch vom Wasser…

Meine Blicke beschäftigten sich mit den ausrollenden Wellen. Sie rollten mit Schaumkronen auf ihren Schnittflächen gegen den Strand an, wo die Kronen verschwanden, sich das Wasser verlief und auch manches Strandgut im Laufe der Zeit angetrieben hatte.

Da hier kein unbedingter Touristenstrand war und ein Stück weiter kleine Felsen aus dem Wasser schauten, hatte sich an einigen Stellen Strandgut angesammelt.

Bretter, Abfall, Kunststoff und Blech - und etwas Weißes, Helles, das von den Wellen vorgeschoben wurde.

Ich saß zu weit weg, um es erkennen zu können. Die Dinge wurden mal hochgeworfen, von zurücklaufendem Wasser wieder gepackt,

mitgezogen, aber wieder herangespült.

War es Holz?

Ich wollte es genau wissen, stand auf, stieg über Jane hinweg und ging auf die Stelle zu, wo das Treibgut angeschwemmt werden würde.

Das Wasser umspielte meine Schuhe, der Wind biß kühl in mein Gesicht: Die Luft schmeckte nach Salz, typischer konnte das Meer nicht sein, und doch interessierten mich diese Tatsachen nicht die Bohne. Ich schaute nur auf das Strandgut, denn ich hatte erkannt, um was es sich dabei handelte.

Um Knochen!

***

Irgendwann war es soweit. Da konnte auch ein Energiebündel wie der kleine Matthias Brookfield nicht mehr. Er war gerannt wie selten in seinem Leben, und als er Seaford erreichte, wollten ihm die Beine nachgeben, weil er sie einfach nicht mehr vom Boden hochbekam.

Er ließ sich nach vorn fallen und stützte sich an einer der Steinmauern ab, die die Gärten der Häuser umschlossen. In einer Schräghaltung blieb er stehen, keuchte, spie, schluckte und hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

In seine Augen waren Tränen gedrungen, die Erschöpfung zeichnete das Gesicht des Jungen, der sich schließlich umdrehte und seinen Rücken gegen die Mauer lehnte.

Zwei ältere Frauen kamen vorbei. Sie sahen ihn und schüttelten die Köpfe.

Eine blieb stehen. »Ist dir nicht gut, Junge?«

Matthias sah sie wie durch einen Schleier. »Doch, doch, nein, ich meine ja.«

»Soll ich deine Eltern verständigen?«

»Danke, Madam, aber ich… sie… sie holen mich. Ich habe ihnen schon Bescheid gegeben!« log er, denn um Ausreden war er nicht verlegen. »Ich bin nur zu schnell gelaufen.«

»Ja, ihr jungen Leute seid immer zu hastig. Sogar einen Stein hast du mitgenommen.«

Matthias erschrak. Er hatte aber Glück, denn die Frau stellte keine weiteren Fragen. Außerdem wurde sie von ihrer Bekannten gerufen, die es sehr eilig hatte.

Matthias blieb zurück. Er beruhigte sich. Inzwischen konnte er wieder einatmen, ohne dabei das Gefühl zu bekommen, sich übergeben zu müssen. Es klappte alles.

Auch die Schwäche in den Beinen verschwand. Er selbst war ein Junge, der sich immer viel zumutete, so überwand er diesen körperlichen Streß auch, aber ein anderer blieb.

Es war der seelische.

Und der quälte ihn. Je mehr er sich erholt hatte, um so stärker wurde das, was in seinem Innern steckte. Er dachte darüber nach und verdrängte die Gedanken an die Folgen.

Den Weg zum Haus seiner Eltern ging er wie in Trance. Die Brookfields wohnten an einem der schönsten Plätze von Seaford. Ein wenig erhöht, praktisch auf einem alten Deichgelände. Der Blick von der Haus-Terrasse reichte weit bis auf das Meer hinaus, so daß sie sich oft genug vorkamen wie ein Stück dieser gewaltigen Natur. Zudem standen in der Gegend nur Wohnhäuser. Ein Hotel war dort nicht gebaut worden, nicht einmal eine Fremdenpension.

Der mit roten Steinen belegte Weg führte den alten Deichhang hinauf. An den Seiten standen bunt bemalte Eisenpfosten, die durch Ketten miteinander verbunden waren.

Man hatte sie extra dort aufgebaut, damit niemand seinen Wagen in der Straße abstellte.

Die Hand des Jungen schleifte über die Ketten, die er in schaukelnde Bewegungen setzte. Manchmal kratzte er auch mit dem Stein darüber. Es war ihm kaum bewußt, daß er ihn noch festhielt.

Er sah niemanden. Die Erwachsenen wunderten sich, daß der Junge so ruhig war. Sie hoben nur die Schultern und ließen ihn gehen. Eine Radfahrerin mußte ihm trotz Klingelns ausweichen. Matthias ging schnurstracks weiter.

Am Ende des Weges führte ein kleiner Stichpfad nach links. Es war ein Privatweg, Matthias Vater hatte ihn anlegen lassen. Er endete am Deich, wo sich auch das Haus der Brookfields befand.

Es war ein weißgestrichener Bungalow aus wetterfestem Holz. Auf einem Betonsockel stand er, ansonsten wollten die Brookfields nur Holz haben, auch wenn man es sehr pflegen mußte. Der Zaun war ebenfalls aus Holz und grün gestrichen. Das Rennrad des Jungen lehnte dicht neben dem Eingangstor.

Matthias stieß es auf.

Der Eingang befand sich an der linken Seite des Hauses. Rechts lag die große Terrasse mit dem hölzernen Überbau. Ein Infrarotwärmer sorgte dafür, daß man auch bei kühlerem Wetter dort sitzen konnte.

Die Haustür war verschlossen. Es machte nichts, denn Matthias besaß einen eigenen Schlüssel. Als er ins Haus trat, hörte er die Stimme seiner Mutter. Sie stand im schmalen Teil des Flurs und telefonierte.

Der Vater hockte, wie jeden Morgen, im Keller und beschäftigte sich mit seinen Forschungen. Er war Wissenschaftler und untersuchte die Fauna in der unmittelbaren Küstenregion Südenglands.

Nebenbei hatte er auch Geologie studiert und wollte auch anhand von Gesteinsproben irgendwann mehr über die Entstehung der Erde herausfinden.

Ursula Brookfield hatte ihren Sohn entdeckt, der dicht hinter der Tür

stehengeblieben war. Sie sagte noch schnell einige Abschiedsworte und legte auf.

Matthias liebte dieses Haus am Strand. Viel mehr als die Wohnung in der Stadt, in der er oft mit seiner Mutter allein lebte, weil der Vater am Strand arbeiten mußte. Doch jetzt hatte er das Gefühl, in einer fremden Wohnung zu stehen.

Zwar war noch die vertraute Umgebung vorhanden, aber er nahm sie gar nicht auf. Matthias stand in der Diele wie ein Fremder. Erst als seine Mutter ihre Hände auf seine Schultern legte, zuckte er zusammen, hob den Blick und schaute in das frisch wirkende Gesicht mit den roten Wangen der 36jährigen Frau.

»Was ist denn los mit dir, Matthias? Du bist so anders. Hat dir jemand etwas getan?«

»Mum, ich… ich… weiß nicht.«

»Es ist was passiert?«

Matthias preßte die Lippen zusammen. Er senkte den Blick, während er nickte. Plötzlich schämte er sich.

»Sag es schon. Du weißt, daß du mit Daddy und mir über alles reden kannst.«

»Ja, das weiß ich.«

»Und?«

»Ich war am Strand, Mum, wollte einfach nur laufen, so wie immer. Da habe ich dann einen Knochen gefunden.«

»Was sagst du?«

»Ja, einen Knochen. So bleich. Ich weiß auch nicht, aber der muß angeschwemmt worden sein.«

»War das alles?«

»Nein, Mum…«

Ursula Brookfield nickte. »Erzähl weiter, bitte.«

»Ich hob den Knochen auf, nahm ihn mit und ging weiter. Dann sah ich noch die Frau.«

»Welche Frau?«

»Ich kannte sie nicht. Sie muß wohl hier Ferien machen. Ich zeigte ihr den Knochen, und sie ging mit mir dorthin, wo ich ihn gefunden hatte. Das war zwischen den Dünen. Als wir ankamen, spürte ich plötzlich so ein komisches Gefühl. Ich… ich hob einen Stein auf…« Jetzt begann Matthias zu weinen, so dauerte es einige Zeit, bis er weitersprechen konnte und sich auch die Nase geputzt hatte.

»Das… das Gefühl blieb. Es wurde sogar zu einer Stimme. Ich mußte einen Stein aufheben und… und…«

»Was hast du getan?«

Die nächsten Worte sprach der Junge flüsternd aus. »Ich habe ihn gegen den Kopf der Frau geschlagen.« Er streckte die Hand aus und öffnete die Faust. »Da, du kannst ihn sehen…«

Totenbleich im Gesicht und aus weit geöffneten Augen starrte Ursula Brookfield auf den blutverkrusteten Stein in der Hand ihres Sohnes…

***

Ich hätte es vielleicht nicht tun sollen, aber in den nächsten Minuten vergaß ich Jane Collins einfach. Ich mußte die Herkunft des makaberen Strandgutes aufklären.

Die auslaufenden Wellen gurgelten und schäumten zwischen den Felsen. Die Knochen gerieten in einen Wasserkreisel und wurden auf den Strand geworfen, wo sie schließlich liegenblieben. Sogar einen bleichen Totenschädel entdeckte ich. Er blieb in einer kleinen Sandmulde liegen und wurde auch nicht mehr vom zurücklaufenden Wasser mitgeschleift.

Den Schädel und zwei weitere Knochenteile nahm ich auf und zog mich von den nassen Stellen unmittelbar vor den auslaufenden Wellen zurück. Aus der Nähe schaute ich mir meine Fundstücke an.

Ihr Alter konnte ich durch das reine Betrachten nicht bestimmen. Sie konnten zehn, aber auch zwanzig Jahre alt sein oder noch viel älter. Die Knochen waren noch hart, das Wasser hatte ihnen nicht viel getan. Ich klopfte gegen die bleiche Schädeldecke, lauschte den hohl klingenden Geräuschen nach und dachte daran, daß ich vor einiger Zeit schon einmal einen Fall an Englands Südküste gelöst hatte. Damals waren Akim Samaran und ich auf Jagd nach dem zweiten Würfel gewesen. Unter Wasser hatten mich lebende Skelette attackiert. Sollten diese angeschwemmten Knochen möglicherweise mit ihnen zu tun haben?

Eine in der Tat weit hergeholte Vermutung. Ich wollte auch nicht näher darüber spekulieren, denn der Fall damals und der heutige jetzt waren für mich doch zwei verschiedene Paar Schuhe.

Die anderen Gebeine ließ ich zwischen den Felsen liegen. Zwei reichten mir völlig aus. Zudem besaß ich noch den bleichen Totenkopf. Mit meinen Fundstücken ging ich zu Jane Collins zurück, kniete mich neben sie - und schaute ihr in die Augen.

Jane war erwacht!

Wir starrten uns an.

Ob sie überhaupt etwas denken konnte, wußte ich nicht. Sie mußte unter starken Schmerzen leiden, Mundwinkel und Wangen befanden sich in zuckenden Bewegungen, und allmählich stahl sich das Erkennen in ihre Augen, als hätte jemand einen bisher hinderlichen Schleier zur Seite gezogen.

»John?«

Sie sprach zwar, ich hörte das Wort kaum, es war nur ein Bewegen der Lippen.

Ich nickte.

»Du bist es tatsächlich?«
»Ja, Jane, ich sitze vor dir.«
Sie lächelte. Dabei fielen ihre Augenlider zu. Ich rechnete damit, daß sie wieder bewußtlos geworden war, aber sie redete jetzt langsam und stockend weiter. »Faß mich an, John, damit ich es auch glauben kann. Los, berühre mich, sonst halte ich es für einen Traum.«
Ich kam ihrer Bitte nach. Mit einer Hand fuhr ich über ihre Wange, es war ein Streicheln, das Jane zusammenzucken ließ, und sie gab einen gehauchten Kommentar.
»Ja, ich spüre dich, John. Ich weiß, daß es kein Traum ist. Du… du bist tatsächlich da.«
»Natürlich.«
Sie schwieg. Wahrscheinlich dachte sie nach. Jane mußte überlegen, und sie sprach auch von ihren rasenden Kopfschmerzen.
»Man hat dich niedergeschlagen, Jane. Du hast eine Wunde am Kopf.«
»Das stimmt.«
»Weißt du, wer das getan hat?«
Sie sprach zunächst nicht, sondern lächelte. »Wenn ich es dir sage, wirst du mich für eine Spinnerin halten, aber es ist die reine Wahrheit. Das war ein Junge.«
»Wie?«
»Ein Kind, John. Höchstens zwölf Jahre alt.« Sie hatte bei der letzten Antwort den Kopf ein wenig gedreht und einen anderen Blickwinkel bekommen.
Jetzt sah sie meine Fundstücke.
»Himmel, die Knochen!« stieß sie hervor.
Ich war überrascht. »Wieso? Kennst du sie? Hast du damit schon zu tun gehabt?«
»Ja, John, darum ging es.«
Ich war davon überzeugt, daß sich das Dunkel in den folgenden Minuten ein wenig lichten würde und sprach wie ein Vater zu Jane. »Nun mal ganz langsam und von vorn, meine Liebe. Wie kommst du an die Knochen? Welches Verhältnis hast du zu ihnen?«
»Gar keines, aber der Junge. Er kam zu mir. Ich habe hier auf einem Felsen gesessen und wollte nur das Spiel der Wellen beobachten, als der Junge kam und mir zeigte, was er gefunden hatte. Das war ein Knochen, John. Ein Menschenknochen.«
»Ich habe die Gebeine auch gefunden. Das Wasser hat sie angeschwemmt…«
»Nicht bei ihm. Er hat mich dort hingebracht, wo er die Knochen fand. Das war eine kleine Mulde in den Dünen…«
»Wo du gelegen hast.«
»Dort bin ich von dem Jungen auch niedergeschlagen worden.«

»Hatte er einen Grund?«

Sie strich über ihr Gesicht. »Nein, John, nicht daß ich wüßte.«

»Also keinen Grund«, murmelte ich.

»Und doch hat er es getan.«

»Vielleicht war es die Stimme.«

»Wieso?«

»Es ist schlimm, furchtbar, du weißt selbst, in welch einer Zwickmühle ich stecke. Ich konnte es in den Staaten nicht aushalten, fuhr wieder zurück nach London, aber mit dem Wissen, daß mich die andere Seite jagen würde. Wikka ist tot, ihre Erben leben noch. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie mich nicht aus den Augen lassen. Sie haben mich eingekreist. Sie wollen mich noch immer töten. Das hier war ein Versuch.«

»Meinst du den Jungen damit?«

»Nur indirekt…« Jane Collins verzog die Lippen. »John, ich kann nicht mehr reden. Es strengt mich an. Die Schmerzen sind wie Pfeile, die durch meinen Kopf jagen.«

»Okay, das kann ich verstehen, aber du wirst leider bis zum Ort laufen müssen. Kannst du das?«

»Wenn du bei mir bist.« Sie sagte es in einem Tonfall, der mich traf. Jane vertraute mir. Für den Augenblick überschwemmte mich das Gefühl, als wäre es wieder so wie früher. Und auch Jane mußte ähnlich denken, ich konnte es in ihrem Blick erkennen.

»Ich werde dich jetzt hochziehen, Mädchen…«

»Gleich, John. Eine Frage habe ich noch.. Wie… wie kommst du überhaupt hier an den Strand?«

»Man hat mich in einen Zwangsurlaub geschickt. Wir beide sollten mal wieder für einige Tage zusammensein und uns aussprechen. Das ist die Wahrheit.«

»Die ganze?«

»Ja.«

Sie faßte nach meiner Hand. »Ich habe das Gefühl, John, daß du mir etwas verschweigst.«

»Was?«

»Es ist noch etwas mit mir passiert. In der Mulde, meine ich. Selbst habe ich es nicht gesehen, aber ich glaube fest daran, daß…«

»Es stimmt, Jane. Ich habe dir in der Mulde, als du bewußtlos warst, das Leben gerettet.«

Der Ausdruck ihrer Augen wurde für einen Moment sprachlos. »Stimmt das wirklich?«

»Weshalb sollte ich dich belügen?«

»Ja, ja«, murmelte sie, »weshalb?« Ihre Hände bewegten sich unruhig. »Du hast aber den Jungen nicht geschnappt?«

»Nein.« Ich dachte daran, daß mir ein Junge in höchster Eile

entgegengekommen war, als ich mich auf dem Weg zum Strand befunden hatte. Konnte es der Kleine gewesen sein, der Jane niedergeschlagen hatte?

»Du hast mir noch immer nicht berichtet, aus welch einer tödlichen Gefahr du mich gerettet hast.«

Jane fiel das Sprechen schwer. Sie hatte sich bisher gewaltig zusammengerissen. Das konnte sie nicht mehr.

Die Antwort wollte ich ihr noch geben. »Du wärst erstickt, Jane.«

»Wieso?«

»Ich sah den Sand schon aus einer gewissen Entfernung über der Mulde tanzen. So als wäre eine Windhose über den Strand gejagt. Da wurde ich natürlich mißtrauisch. Ich lief hin, fand dich unter einer Sandschicht begraben und buddelte dich frei. Das war alles.«

»Und schlimm genug«, erwiderte sie mit ersterbender Stimme.

Ich ersparte mir eine Erwiderung, denn Jane war zum zweitenmal bewußtlos geworden. Sie konnte auch eingeschlafen sein, so genau war ich darüber nicht informiert.

Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als Jane auf die Schulter zu laden und sie bis zum Dorf zu tragen. Keine leichte Aufgabe, aber was sollte ich machen?

Ich bückte mich, zog sie vorsichtig hoch und legte sie behutsam über die Schulter. Vor mir sah ich den weißgrauen Strand. Noch immer ließ sich kein Mensch blicken. Die Häuser von Seaford lagen unter der grauen Wolkendecke. Im Hafen dümpelten die Schiffe wie kleine Spielzeugboote auf dem Wasser.

So machte ich mich auf den Weg - und kam genau fünf Schritte weit. Plötzlich wurde ich am rechten Knöchel umklammert. Den plötzlichen Ruck mußte ich voll nehmen.

Zusammen mit Jane Collins stürzte ich nach vorn. Wären wir auf Beton geschlagen, hätte es böse ausgesehen. So landeten wir zum Glück im weichen Sand.

Jane rutschte mir von der Schulter, ich drehte mich herum, aber die verfluchte Klammer an meinem Bein blieb.

Als ich meinen Oberkörper aufrichtete, sah ich den Grund.

Aus der Tiefe des Strandes war ein roter, gummischlauchähnlicher und sehr kräftiger Arm geschnellt, der sich wie ein Band um meinen Knöchel gewickelt hatte und auch nicht daran dachte, ihn loszulassen. Im Gegenteil, er zog sich noch fester zusammen, und dicht neben mir schnellte ein zweiter Arm aus dem Sand, der sich peitschend in die Höhe schraubte und von oben her auf mich niederfallen wollte und dabei nach meinem Kopf zielte…

***

Matthias hatte den Rat seiner Mutter befolgt und war nach oben auf

sein Zimmer gegangen. Er lag in seinem Bett, starrte gegen die holzgetäfelte Decke und das dort angeklebte Poster. Es zeigte ein Schiff mit einem bunten großen Segel. Das Boot schien über die Wellen zu fliegen. Eine Gischtwolke wischte dabei über Bord und traf die Körper der beiden Mädchen, die sich gegen den Wind und das Wasser gestemmt hatten.

Er sah das Bild und sah es trotzdem nicht. Seine Augen waren vom Weinen gerötet. Immer wieder erinnerte er sich an die schreckliche Szene, als er den Stein aufgenommen und ihn gegen den Kopf der Frau geschlagen hatte.

Er hätte sie damit totschlagen können…

Der Junge spürte die Qual in sich. Sie ließ ihn nicht ruhig liegen. So wälzte er sich von einer Seite auf die andere und hoffte, daß sein Vater bald erscheinen würde.

Er verstand sich mit ihm ausgezeichnet. Sein Dad war jemand, dem er alles erzählen konnte. Er hatte auch für vieles Verständnis, wo sich andere Väter längst abgewandt und ihre Kinder allein gelassen hätten.

Durch das große Fenster drang grau das Tageslicht. Der Junge konnte die Möwen sehen, wenn sie unter der düster wirkenden Wolkendecke ihre Kreise drehten.

Bald war Ostern. Er hatte bereits Ferien bekommen. Deshalb würde er auch mit seinen Eltern bis über die Feiertage an der Küste bleiben. Erst dann fuhren sie wieder zurück nach London.

Matthias war gern in Seaford. Doch an diesem Tag wünschte er sich, in London zu sein. Da hatte er so etwas Schreckliches noch nie erlebt. Er wischte über seine Augen. Die Mutter hatte ihm ein Glas mit Saft ans Bett gestellt. Er nahm einen Schluck, hatte sich dabei aufgerichtet und schaute auf seine Spielsachen, die im Zimmer verstreut lagen. Da hatte es ihm besonders die elektrische Eisenbahn angetan. Er wollte sie in den nächsten beiden Tagen aufbauen, doch große Lust verspürte er nicht mehr. Matthias leerte das Glas und blieb auch in seiner Haltung sitzen, denn er hatte Schritte gehört.

Er kannte die Folge der Tritte.. So ging sein Vater.

James Brookfield hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, stets an die Zimmertür seines Sohnes anzuklopfen, wenn er den Raum betreten wollte. Das tat er auch jetzt.

»Dad, endlich!« rief ihm der Junge entgegen. Zum erstenmal seit dem Fund am Strand huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Mit der Türklinke in der Hand blieb James Brookfield dicht hinter der Schwelle stehen, schüttelte den Kopf und sagte: »Was muß ich von deiner Mutter alles hören? Du machst vielleicht Sachen.«

Matthias nickte betroffen. »Ich weiß, Dad.«

Brookfield ging auf das Bett zu. »Dann erzähl mir mal, was da gelaufen ist.«

Er nahm auf der Kante Platz und legte seine Hand auf die des Jungen.

James Brookfield trug Jeans, ein kariertes Hemd und eine vorn offene Strickjacke darüber. Sein ehemals blondes Haar war schon grau geworden. Es wuchs dicht auf seinem Kopf. Der Mann hatte es mit einer Bürste nach hinten gekämmt.

»Es war so schlimm, Dad.«

Der Mann nickte. »Aber nicht so schlimm, als daß du es mir nicht erzählen könntest.«

»Nein.«

»Dann bitte.«

Matthias nahm kein Blatt vor den Mund. Er berichtete wahrheitsgetreu und so, wie es sich zugetragen hatte. James Brookfield hörte schweigend zu und gab auch keinen Kommentar, als Matthias davon erzählte, daß er mit einem Stein zugeschlagen hatte.

»Die Frau hatte sogar tot sein können«, flüsterte er.

James nickte. »Und weiter.«

»Nichts mehr, Dad. Ich bin nach Hause gelaufen. Nur einfach gerannt. Ich hatte so eine Angst vor mir selbst.«

»Tja, das kann ich verstehen. Sehr gut sogar.« Der Mann legte seine Stirn in Falten. »Wenn du mal näher darüber nachdenkst, Matthias, kannst du dir einen Grund vorstellen, wieso das alles geschehen ist?«

»Nein.«

James lächelte. »Hattest du mir nicht etwas von den Stimmen erzählt, die aus der Höhle geklungen sind?«

»Die habe ich gehört.«

»Auch die Worte, die diese Stimmen sprachen?«

»Nein, nur das Flüstern. Sie waren ja mehr an die Frau gerichtet, die ich nicht kannte.«

»Der du aber deinen Fund gezeigt hast.«

»Sicher.«

»Und weshalb?«

»Ich war so allein, Dad, und hielt diese Knochen in der Hand. Da mußte ich einfach zu jemandem hingehen.«

Brookfield lächelte und strich über die Wange seines Sohnes. »Schon gut, Kleiner, das war genau richtig.«

»Meinst du?«

»Ja, nur interessieren mich die Stimmen. Du hast nicht verstanden, was sie sagten. Hm.« Er dachte für einen Moment nach. »Hast du etwas anderes gespürt?«

»Das kann sein, Dad.« Matthias rutschte im Bett von einer Pobacke auf die andere. »Da waren Gedanken oder so etwas. Ich konnte plötzlich nicht mehr überlegen.«

»Interessant.«

»Ja, jemand sagte mir immer wieder. Jetzt mußt du zuschlagen. Jetzt und nicht länger warten.«
»Sonst noch etwas?«
»Nein, aber die Befehle…« Er hob die Schultern. »Sie waren so, als hättest du mir etwas gesagt. Ich… ich konnte, mich einfach nicht dagegen wehren.«
»Das verstehe ich schon.«
»Echt?«
»Sicher.«
Matthias' Augen wurden groß. »Aber du hast bestimmt keine Erklärung dafür.«
James Brookfield seufzte und erhob sich. Er ging die drei Schritte bis zum Fenster, blieb stehen, rammte seine Hände in die Hosentaschen und wippte auf den Fußspitzen. »Vielleicht doch, mein Sohn.«
Matthias wurde von der Antwort überrascht. Er sprang plötzlich aus dem Bett und lief zu seinem Vater. »Dad, das ist doch…«
James legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes. »Die Erklärung hört sich zwar unwahrscheinlich an, aber sie könnte auch der Wahrheit entsprechen. Es ist möglich, daß ich schon einmal davon gesprochen habe, aber es gibt hier eine alte Legende.«
»Die von den Meerhexen.«
»Sehr richtig. Gut, Matthias.« Brookfield lächelte. »Diese Legende besagt, daß hier vor sehr langer Zeit, als die Küste noch anders aussah, drei Hexen gelebt haben, die einsame Wanderer überfielen. Es waren keine normalen Hexen, die menschlich aussahen, sondern Wesen aus Tang und Algen. Sie konnten im Meer existieren, und sie kamen auch aus dem Wasser, um sich die Menschen zu holen. Sie zogen sie dann in die Tiefe, verschlangen sie und spieen das aus, was sie nicht mehr gebrauchen konnten.«
»Knochen. Dad.«
»Richtig. Es waren die Knochen oder Gebeine. Weißt du nun Bescheid, mein Junge?«
Matthias nickte. »Du meinst also, daß die Knochen, die ich gefunden habe, zu den Leuten gehören, die die Hexen ins Wasser gezogen haben und nicht mehr haben wollten.«
»So könnte es gewesen sein.«
»Im Märchen, Dad!« rief der Junge. »Nur im Märchen oder in der Legende.«
»Aber manchmal werden Märchen und Legenden auch wahr.«
Matthias schwieg. Sein Vater hatte mit einer sehr ernsten Stimme gesprochen. Er kannte ihn genau.
Der Junge wußte, daß sein Dad kein Sprücheklopfer war. Er beschäftigte sich mit gewissen Forschungen und mußte sich deshalb auch mit dem Umfeld auskennen. Sehr oft saß er mit den

Einheimischen zusammen und hörte sich deren Geschichten an. Da hatte er auch die Sage von den Meerhexen erfahren.

»Und was war mit den Stimmen, die ich gehört habe?«

»Das könnten die Hexen gewesen sein. Sie sind sehr böse. Wenn Wanderer kamen, haben sie die Kontrolle über ihre Opfer bekommen. Sie lockten sie ins Wasser oder zwischen die Felsen. Vielleicht waren es die Stimmen der Hexen, die du gehörst hast.«

Matthias schüttelte sich und bekam eine Gänsehaut. »Was soll ich jetzt tun?« fragte er.

»Gar nichts. Du bleibst in oder am Haus. Gehst nicht mehr zum Strand. Dort ist es zu gefährlich.«

»Aber die Frau, die ich fast getötet hätte…«

»Das überlasse mal mir. Wie du gesagt hast, ist sie fremd. Und Fremde sind zu dieser Zeit rar in Seaford. Ich werde sie suchen, finden und auch mit ihr sprechen.«

»Wenn sie nun tot ist…«

»Das glaube ich nicht. Ich kann ja zum Strand gehen und dort nachschauen. Klar?«

»Ja, Dad, danke.« Der Junge hob seine Arme und drückte den Vater fest an sich. So fühlte er sich geborgen.

Er sah nicht den sorgenvollen Ausdruck auf Brookfields Gesicht. Der Mann war fest davon überzeugt, daß sein Sohn kein Märchen erzählt hatte, und er dachte an die schrecklichen Geschichten, die man sich über die Meerhexen erzählte.

Jeder Ort in England hatte praktisch seine eigene Legende oder sein Spukhaus. Hier war es nicht anders. Nicht alle Sagen und Legenden entsprachen auch den Tatsachen, doch manchmal gab es Dinge, die mußte man hinnehmen und sich vor allen Dingen näher mit ihnen auseinandersetzen.

Nach einer Weile drückte James seinen Sohn zurück. »Ich werde jetzt zum Strand gehen.«

»Aber paß auf, Dad.«

»Klar. Du hast mich ja jetzt gewarnt.«

»Und wenn die Hexen kommen?« Matthias schaute seinen Vater aus ängstlichen Augen an.

»Damit brauche ich nicht zu rechnen. Der Legende nach zeigen sie sich nur in der Nacht. Du hast sie auch nicht gesehen, nur ihre Stimmen gehört. Ich weiß ungefähr, wo die Mulde liegt. Dort gehe ich hin und schaue mich ein wenig um.«

Es waren seine letzten Worte, bevor er das Zimmer verließ. In der Diele wartete Ursula schon voller Spannung. »Und? Was ist deine Meinung, James?«

Brookfield holte aus seiner schmalen Tasche eine krumme Pfeife hervor. Sie war schon gestopft. Er zündete den Tabak an, paffte die

ersten Wolken und sagte mit einer sehr ruhig klingenden Stimme.
»Das ist schon eine böse Geschichte.«
Ursula schüttelte den Kopf. »Ich bewundere dich, daß du dabei so ruhig bleiben kannst.«
»Was soll ich machen? Durchdrehen?«
»Nein, das nicht, aber…« Sie hob die Schultern. »Ich habe so etwas wie Panik gespürt.«
»Das ist ganz natürlich.« Er atmete tief durch. »Ich habe Matthias versprochen, zum Strand zu gehen. Dieses Versprechen halte ich auch.«
»Dann sei nur vorsichtig.«
»Darauf, meine Liebe, kannst du dich verlassen. Mit Hexen hatte ich noch nie etwas im Sinn. Eine reicht mir.«
»Wie meinst du das?«
»Schau mal, in den Spiegel.« Nach dieser Antwort lief er schnell aus dem Haus, denn er wußte genau, daß Ursula zu einer Furie werden konnte, wenn man sie ärgerte…

***

Ich saß im Sand und war gezwungen, mich innerhalb einer Sekunde zu entscheiden. Mit dem rechten Bein kam ich nicht weg, aber ich konnte meinen Oberkörper bewegen, und den wuchtete ich im rechten Moment zur Seite, so daß mich der rot schimmernde Arm verfehlte, dicht an meiner Schulter vorbeiglitt und in den Sand klatschte.
In diesen Augenblicken war nicht nur mein Leben in Gefahr, auch das der ehemaligen Hexe. Was immer unter dem Sand lauern mochte, es war gekommen, um uns zu töten.
Auch im Urlaub trage ich eine Waffe. Ich kann nicht einfach sagen, jetzt habe ich frei und lege die Beretta in irgendeine Schublade. Das Kreuz gehört ebenfalls dazu, der Dolch auch, und als der Arm einen Moment später hochkam, hatte ich bereits auf ihn angelegt.
Er war zu schnell.
Ich hätte vielleicht dreimal schießen müssen, um einmal zu treffen. So ließ ich ihn und kümmerte mich um den ersten, der meinen Knöchel umklammert hielt.
Vom Fuß ausgehend lag er flach auf den Sand gepreßt und war stramm gezogen.
Ich zielte im Sitzen, der Arm war halb ausgestreckt, sah den Schatten des zweiten Fangarms über mein Gesicht huschen und drückte ab. Jetzt konnte ich nur noch hoffen, daß ich ihn auch traf.
Er wurde regelrecht zerblasen, als das geweihte Silbergeschoß hineinjagte. Vor mir peitschte er noch einmal in die Höhe, wühlte den Sand als Wolke auf, ich drehte mich, um nach dem zweiten Arm Ausschau zu halten, doch dieser war verschwunden.

Er floh unter dem Sand.
Ich konnte seinen Weg beobachten. Wo er herwischte, bewegte sich auch die Oberfläche. Das Ziel war leider nicht herauszufinden. Jedenfalls ging ich davon aus, die Gefahr gebannt zu haben.
Ich stand auf und kümmerte mich um Jane. Sie hatte von der Auseinandersetzung nichts mitbekommen. Ruhig lag sie neben mir auf dem weichen Untergrund.
Als ich sie anfaßte und in die Höhe hieven wollte, schlug sie die Augen auf. »John«, sagte sie flüsternd, »was ist denn geschehen?«
»Gar nichts mehr, Jane. Wir haben alles geschafft.«
»Da war doch…«
Ich hob sie an. Diesmal blieb sie auf den Beinen, auch wenn sie von mir gestützt werden mußte.
Verwirrt schaute sich die blonde Frau um. Sie wollte etwas sagen, das merkte ich, aber es fielen ihr die treffenden Worte nicht ein.
Gemeinsam gingen wir weiter. Jane hatte ihren Arm auf meine Schulter gelegt. Ich stützte sie stark ab und war gleichzeitig sehr mißtrauisch geworden.
Einen zweiten Angriff wollte ich rechtzeitig genug erkennen. Was dieser aus der Erde kriechende Gegenstand gewesen war, wußte ich auch nicht. War es ein rotgefärbter Fangarm, oder der Tentakel eines Kraken gewesen, der unter dem Sand lauerte? Wenn ja, in welch einer Verbindung stand er dann zu den angeschwemmten Knochen?
Irgend etwas stimmte mit dieser Gegend nicht. Ob es mit Janes Auftauchen zusammenhing, würde ich noch herausbekommen.
Als ich nach vorn schaute, sah ich plötzlich die Gestalt. Wenn sie aus dem Ort gekommen war, mußte sie eine Abkürzung genommen haben, denn sie tauchte aus einem schmalen Nebenweg auf, der in die Dünen führte.
Es war ein Mann. Er trug eine grüne Parkajacke, hatte uns ebenfalls entdeckt und verlangsamte seinen Schritt. Nur zögernd näherte er sich uns.
Auch Jane hatte ihn gesehen. »Da kommt jemand!« flüsterte sie.
»Ja, kennst du ihn?«
»Nein, den habe ich nie gesehen.«
Da der Mann noch zögerte, hob ich einen Arm und winkte ihm zu. Er sollte wissen, daß ich keine böse Absichten hegte. Er nickte mir zu, wir gingen aufeinander zu und blieben in einer Entfernung stehen, daß wir uns die Hand reichen konnten.
Der Mann wohnte wahrscheinlich hier. Er besaß eine frische Gesichtsfarbe, aber in seinen Augen lag ein mißtrauischer Ausdruck, der sich in ein leichtes Erschrecken wandelte, als er einen Blick auf Jane Collins geworfen hatte.
»Sie haben die Wunde«, sagte er plötzlich.

Jane gab keine Antwort. Dafür ich.

»Man schlug sie nieder.«

»Ich weiß.« Der Mann nickte. »Und woher?«

»Es war mein Sohn.« Die Worte flossen nur leise über die Lippen, als würde er sich schämen.

Ich schaute ihn groß an. »Tatsächlich?«

»Deshalb bin ich gekommen, Sir. Und ich bin beruhigt, daß der Vorgang so glimpflich abgelaufen ist.«

»Ich glaube, Sie haben uns etwas zu erzählen, Mister…«

»Brookfield, James Brookfield.« Er verbeugte sich leicht und bekam auch unsere Namen zu hören.

Da Jane in ärztliche Behandlung mußte, gingen wir weiter. Brookfield hielt sich neben mir auf und berichtete mit stockenden Worten, was er von seinem Sohn erfahren hatte.

Diese Erzählung deckte sich im Prinzip mit der von Jane Collins. Sie ging zwischen uns. Es war ihr nicht anzusehen, ob sie zuhörte. Hin und wieder atmete sie scharf aus, ihre Füße schleiften durch den Sand, wir mußten sie manchmal weiterziehen.

»Jetzt wissen Sie Bescheid«, sagte Brookfield zum Schluß seines Berichts. »Und ich möchte mich für meinen Sohn entschuldigen. Ich kenne ihn, Mr. Sinclair. Es ist unbegreiflich, wie er auf so eine schlimme Idee kommen konnte.«

»Machen Sie sich deswegen keine zu großen Sorgen. Es gibt Dinge, die muß man hinnehmen, weil man als Mensch keinen Einfluß auf sie ausübt.«

Er war erstaunt. »Sie sprechen, als wüßten Sie mehr.«

»Leider zu wenig, Mr. Brookfield.«

»Das geht mir auch so.«

Ich hatte in Brookfield einen Verbündeten gefunden. Daß einiges hier nicht mit rechten Dingen zuging, stand auch fest. Möglicherweise konnte mir Brookfield noch Auskünfte geben, die ich benötigte. Daß Jane zu einem Arzt gebracht werden mußte, lag auf der Hand. Wir hatten mittlerweile auch den Ort erreicht, bogen vom Strand weg ab und liefen einen schmalen Weg hoch, der von zwei Hecken eingerahmt wurde.

Am Ende des Weges sahen wir das weit vorgezogene Dach eines Hauses. Dort wohnte ein Arzt.

Brookfield klingelte. In der Nähe befand sich eine Wiese. Kinder spielten Ball. Ihr Lachen und Schreien hallte bis zu uns rüber.

Eine ältere Frau - sie trug einen weißen, gestärkten Kittel, öffnete. Brookfield kannte sie. Die beiden redeten kurz, dann brachten wir Jane in einen breiten Flur und von dort direkt in ein kleines Vorzimmer, wo sich die Frau um sie kümmerte und die Wunde abtupfte.

Ein paarmal zuckte Jane zusammen und biß die Zähne aufeinander. Die ältere Frau arbeitete sehr geschickt und mit flinken Händen. Sie nickte zufrieden und meinte: »Es sieht schlimmer aus, als es tatsächlich ist. Sie hätten mehr abbekommen können, Miß.«

»Manchmal hat man eben Glück.«

Wir wurden aus dem Behandlungszimmer gewiesen. Brookfield hob die Schultern. »Milly ist sehr streng.«

»Ist sie die Ärztin?«

»Ja, sie und ihr Mann arbeiten zusammen. Die beiden sind in Seaford eine Institution. Jeder, der irgendein Wehwehchen hat, geht zu ihnen. Sie kennen auch alle.«

Ich hatte Brookfield nichts von meinen Erlebnissen erzählt, er kannte auch meinen Beruf nicht.

Mich aber würde interessieren, was er hier in Seaford tat.

Danach fragte ich ihn.

Der Mann lächelte und strich durch sein graues Haar. »Das ist leicht gesagt. Ich bin Forscher. Mich interessiert der geologische Aufbau der Küste. Ich will wissen, wie die Erde entstanden ist. Sagen wir mal so. Da überschneiden sich Gebiete wie Biologie, Geologie und auch Physik. Eigentlich wohne ich in London, habe aber hier mein Zweithaus und verbringe mit meiner Familie einen großen Teil der Zeit am Meer, weil ich hier die notwendige Ruhe für meine Arbeiten habe.«

Ich kam noch einmal auf seinen Sohn zu sprechen. Das machte ihn verlegen. »Mr. Sinclair, ich kann Ihnen nicht helfen. Was Matthias Ihrer Bekannten angetan hat, ist unverzeihbar, im Prinzip. Aber wissen wir, was ihn tatsächlich dazu bewogen hat?«

»Wie meinen Sie das?«

»Er hat Knochen gefunden…«

»Ich ebenfalls.«

Brookfield schaute mich an. »Sie auch?«

»Ja, sie wurden angeschwemmt. Das Wasser brachte sie auf den Strand und zwischen die Klippen. Natürlich habe ich mich darüber gewundert. Wieso ist das möglich? Wo kommen die Gebeine her? Aus der Tiefe des Meeres? Wenn ja, weshalb lagen sie dort?«

Er nickte ein paarmal. »Wenn es nicht so phantastisch wäre, würde ich Ihnen eine Geschichte erzählen.«

»Ich habe Zeit, Mr. Brookfield.«

»Manchmal kann man nur den Kopf schütteln, wenn man davon hört, aber es gibt hier eine alte Legende. Sie dreht sich um drei Meerhexen, die angeblich in der Tiefe des Wassers leben.«

»Und?«

Er hob die Schultern und schaute gleichzeitig zu Boden. »Wie gesagt, das sind Geschichten. Diese Meerhexen sind gefährliche Monstren. Sie

sollen im Wasser leben können und sich aus Tang und Schlick zusammensetzen. Gewaltige Ungeheuer, mit langen, glitschigen Armen, die hin und wieder aus dem Wasser auftauchen, sich Opfer holen, diese in die Tiefe zerren und dort verschlingen.«

»Die Knochen werden wieder ausgespieen?« fragte ich.

»Ja.«

»Und das könnte die Erklärung sein.«

Er zuckte mit den Achseln. »Erklärung ist gut. Ein Märchen ist so etwas. Aber nennen Sie mir eine bessere Möglichkeit.«

»Ich weiß keine.«

»Dann lachen Sie mich nicht aus?«

»Nein, Mr. Brookfield. Wie käme ich dazu? Sie haben sicherlich recht, wenn Sie so reden. Ich will ehrlich zu Ihnen sein.« Von einem runden Tisch nahm ich eine alte Illustrierte und ließ sie wieder fallen. »Ich glaube sogar fest daran, daß hinter diesen Vorfällen die von Ihnen erwähnten Meerhexen stehen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Er schluckte, wischte über seine Stirn und meinte mit leiser Stimme. »Das muß ich erst einmal verdauen.«

»Tun Sie das.«

Er zündete sich die Pfeife an und drehte paffend seine Runden. »Aber wieso kommt mein Sohn dazu, Ihre Freundin oder Bekannte niederzuschlagen?«

»Fragen Sie die Meerhexen.«

Er lachte hart. »Die hat noch niemand von uns gesehen.«

»Vielleicht ich.«

»Wieso?«

Jetzt erzählte ich ihm von meiner Begegnung mit dem Unheimlichen. Brookfield wurde aufgeregt und bekam einen roten Kopf. »Ja, ja«, sagte er, »so muß es gewesen sein, Mr. Sinclair. Die Meerhexen werden als tangartige, schleimige Gebilde beschrieben. Sie haben dünne Krakenarme mit denen sie Menschen umfangen. Sie haben unwahrscheinliches Glück gehabt, daß Sie überhaupt fliehen konnten. Aber das beantwortet nicht meine erste Frage.«

»Kann es möglich sein, daß die Meerhexen auch außerhalb ihres Reichs in der Tiefe einen gewissen Einfluß ausüben?«

»Meinen Sie etwa böses Gedankengut?«

»So ähnlich.«

»Ja, das kann passieren.«

Ich nickte. »Sehen Sie. Und so erklärt es sich meiner Ansicht nach, daß Ihr Sohn auf diese schlimme Art und Weise reagiert hat. Er muß vom Geist der Meerhexen beeinflußt worden sein. Zudem sind die angespülten Knochen ein zusätzlicher Beweis für ihre Existenz.«

Er schaute auf die Glut in seinem Pfeifenkopf. Ich gab ihm die Zeit, über meine Schlußfolgerung nachzudenken. »Es ist unwahrscheinlich«, flüsterte er, »das kann ich einfach nicht fassen. Die Geschichte ist einfach zu fantastisch, um wahr sein zu können. Und Sie, Mr. Sinclair, kommen aus London, hören sich meine Erzählungen an und zweifeln nicht daran. Das ist für mich ein Rätsel.«

»Vielleicht hängt es mit meinem Beruf zusammen.« Ich hatte mich entschlossen, mit offenen Karten zu spielen.

»Wieso? Was sind Sie?«

»Polizeibeamter. Genauer gesagt: Oberinspektor bei Scotland Yard.«

Sein Mund blieb offen vor Staunen. Ein paar Rauchkringel flossen noch über seine Lippen. »Sagen Sie nur.«

»Ja.«

»Und das glauben Sie…«

»Natürlich glaube ich das. Ich beschäftige mich beruflich mit ungewöhnlichen Phänomenen und habe das Gefühl, daß ich genau hier an der richtigen Adresse bin.«

»Das heißt, Sie wollen die Hexen jagen.«

»Richtig. Und vernichten.«

Er wischte über sein Gesicht. »Ich komme mir vor wie in einem schlechten Film. Wir reden hier über Dinge, die es eigentlich nicht gibt.«

»Die aber leider zu einer Tatsache geworden sind. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Mann, Sinclair, wenn Sie recht haben.«

»Ganz sicher sogar.«

»Aber was tun wir?«

»Hexen jagen. Möglicherweise bringt uns auch Ihr Sohn oder Miß Collins auf deren Spur.«

»Ja, das kann sein.«

Als wäre es ein Stichwort, hörten wir aus dem Nebenraum laute Stimmen. Dann wurde die Tür aufgerissen, wir fuhren herum und schauten auf die Ärztin. Ihr Gesicht war hochrot geworden. »Ich habe ja schon viele Patienten erlebt«, sagte sie und stemmte ihre Hände in die Hüften, »aber das schlägt dem Faß den Boden aus. Diese Person, die Sie mir gebracht haben, will sich meinen Anordnungen nicht fügen. Ich wollte sie in ein Krankenhaus schicken, sie hat eine leichte Gehirnerschütterung davongetragen, aber sie will nicht.«

»Nein, das möchte ich auch nicht. Mir geht es wieder gut. Die Tabletten haben geholfen.« Jane schob sich aus dem Hintergrund heran und drückte auch die Ärztin zur Seite, so daß wir uns ansehen konnten. »Mir geht es sogar ausgezeichnet.«

Ich hob die Schultern. »Wenn sie das sagt.«

Frau Doktor war ärgerlich. »Nein, so kann man mit mir nicht

umspringen. Sie muß bleiben.«

»Lassen Sie sie«, sagte ich und schaute auf Jane, die ein dickes Pflaster an der Stirn trug. Dort waren ihre Haare abrasiert worden.

»John, bitte, ich kann nicht bleiben. Du wirst das verstehen, denn ich will hier keine Einzelheiten preisgeben.«

»Sicher.«

»Geheimnisse haben Sie auch noch?« mischte sich die resolute Ärztin ein.

Ich lächelte. »Manchmal. Wir gehören zusammen und sind beide etwas ungewöhnliche Patienten. Miß Collins hat sich doch erholt, wie ich sehe. Sie braucht…«

»Ruhe, braucht sie. Das ist es. Ich befürchte nur, daß sie bei Ihnen davon verschont bleiben wird.«

»Das kann sein«, gab ich zu.

»Dann lehne ich die Verantwortung ab.«

»Dagegen haben wir nichts.«

Die Ärztin merkte, daß sie bei uns auf Granit biß. Sie hob die Schultern und ließ uns stehen.

Ich trat auf Jane zu. »Geht es wirklich?«

»So einigermaßen.«

»Du siehst blaß aus.«

»Ich fühle mich auch mies, aber anders, als du vielleicht meinst, John. Ich spüre etwas in mir, das ich nicht erklären kann. In den letzten beiden Stunden hat sich einiges verändert.« Sie verstummte und warf einen Blick auf James Brookfield.

»Du kannst ruhig reden«, beruhigte ich sie.

»Also, ich spüre etwas in mir, das ich seit langer Zeit nicht mehr gekannt habe, John.«

»Und was?«

Sie hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht erklären. Es hängt aller Wahrscheinlichkeit nach mit meinem letzten Dasein als Hexe zusammen. Ja, so muß es sein. Das Hexendasein hat mich eingeholt. Das habe ich damals auch so erlebt. Ein innerliches Rauschen, als wäre mein Blut ausgetauscht worden.«

»Der Geist des Rippers?« hauchte ich.

»Nein, so nicht. Anders. Jemand hat die Kontrolle über mich bekommen, weißt du?«

»Das ist alles sehr schwer zu sagen. Ich weiß nur, daß in Seaford und Umgebung einiges nicht mit rechten Dingen zugeht. Und wahrscheinlich hängt das mit deinem Auftauchen zusammen.«

»Wieso das?«

»Jane, du mußt Kräfte geweckt haben, die lange schlummerten. Hast du mir nicht von der Höhle erzählt und den zischelnden Stimmen, die du gehört hast?«

»Sicher.«
»Diese Stimmen gehören zu unseren Gegnern.«
»Jetzt hast du mich neugierig gemacht.«
»Es geht um Hexen, Jane!«
Sie blickte mich nur an. In ihren Augen las ich die Aufforderung, weiterzureden. »Drei Unterwasser-Hexen, Tiefsee-Monstren, die leider nicht nur in ihrem Reich bleiben. Der Sage nach sind sie hervorgekommen und haben sich Menschen geholt. Sie zerrten sie in die Tiefe, fraßen sie praktisch auf, und die Reste, Knochen, Schädel und Gebeine, schleuderten sie wieder an Land.«
»Gibt's das?«
»Ja.« Ich nickte heftig. »Das gab es, und das gibt es. Das wird es auch weiterhin geben, falls es uns nicht gelingt, diesen verfluchten Hexenterror aus der Tiefsee zu stoppen. Klar?«
»Sicher.« Jane nickte langsam. »Dann hat mich die Vergangenheit wieder eingeholt«, sagte sie.
»Genau.«
Sie überlegte, bevor sie fragte: »Wie oft ist dieses Phänomen denn vorgekommen?«
Ich nickte Brookfield zu. Er würde uns eine bessere Antwort geben können. »Nie«, antwortete er, »überhaupt nicht. Ich kenne die Geschichte nur aus Erzählungen oder Sagenbüchern, die veröffentlicht worden sind. Gesehen hat die Tangwesen noch niemand.«
»Nur ich!«
»Wieso?« fragte Jane.
»Als ich dich wegtragen wollte, griffen sie mich an. Aber das ist eine andere Geschichte. Wir werden dich jetzt zu deinem Hotel oder zu deiner Pension bringen. Dort kannst du dich hinlegen. Alles andere überläßt du uns - okay?«
Sie blickte mich forschend an, bevor sie mit ernster Stimme fragte: »Das willst du tun?«
»Was sollte mich daran hindern?«
»Die Tatsache an sich, John. Die Hexen sind erschienen, daran gibt es, nichts zu rütteln. Aber sie haben sich nur gezeigt, weil ich aufgetaucht bin, John. Ich allein bin der springende Punkt. Sie müssen bemerkt haben, daß sich eine Person in ihrer Nähe aufhält, die einmal zu ihnen gehört hat. Verstehst du? Ich war das auslösende Moment.«
»So ganz ist mir das nicht klar.«
»Aber mir, John.«
»Und was schlägst du vor?«
»Daß ich bei dir bleibe, wenn du sie jagen willst. Ganz einfach. Ich habe dir von meiner inneren Veränderung erzählt. Und das ist kein Witz oder an den Haaren herbeigezogen. Ich bin tatsächlich innerlich eine andere geworden. Man hat versucht, mich abzuurteilen, daraus

ist nichts geworden. Glaubst du denn, daß die Hölle so schnell aufgeben wird?« Sie schüttelte den Kopf, verzog aber sofort das Gesicht. »Ich nicht, John. Ich stehe auf ihrer Liste. Sie haben nur darauf gewartet, daß ich zurückkehre. Im Kloster war ich relativ sicher. Hier bin ich es nicht mehr. Ich befinde mich gewissermaßen in freier Wildbahn.«

Sie bekam von Brookfield eine Antwort. »Wenn man das so betrachtet, hat sie recht, Mr. Sinclair.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ich fürchte, ja. Wir haben bisher die Meerhexen nie gesehen. Keiner im Ort war auch so recht von ihrer Existenz überzeugt. Das ist nun anders geworden. Ich finde, wir sollten uns auf die neuen Gegebenheiten einstellen.«

Ich hätte Jane gern aus dem Spiel gelassen, doch ich wußte, daß es nicht möglich war. Also hob ich die Schultern und stimmte nickend zu. »Gut, wir werden sehen.«

»Lassen Sie uns gehen.«

Jane und ich folgten dem Vorschlag des »Einheimischen«. »Wir wohnen übrigens in der gleichen Pension«, erklärte ich der ehemaligen Hexe. »Als ich eintraf, warst du nicht da. Man sagte mir, daß du zum Strand gegangen wärst. Da ich mit dir reden wollte, bin ich dir nachgegangen. Deshalb konnte ich dich finden.«

»Ein Hoch auf deine Neugierde, John.«

Vor dem Haus blieben wir stehen. Es war kühler geworden. Auch der Wind briste auf. Er peitschte die Wellen hoch, die breite, lange Kämme bekamen.

»Das sieht mir nach einem Wetterumschwung aus«, bemerkte ich.

Der Geologe schüttelte den Kopf. Er wunderte sich darüber. »Im Wetterbericht haben sie nichts gesagt.«

»So etwas geht doch an der Küste schnell.«

»Manchmal…«

So geheuer schien dem Mann der Umschwung nicht zu sein. Er gab jedoch keine weiteren Kommentare ab und begleitete uns zu der kleinen Pension, in der wir wohnten.

***

Clara Wilson freute sich, als sie uns sah. Sie erschrak gleichzeitig über das Pflaster an Janes Kopf.

»Was ist Ihnen denn passiert, Mrs. Collins?«

Jane lächeltet »Ich war am Strand und bin auf den Felsen ausgerutscht. Nichts Schlimmes.«

»Da haben Sie aber Glück gehabt.«

»Das kann man sagen.«

»Kann ich Ihnen einen Gefallen erweisen? Etwas für Sie tun, Miß

Collins und Mr. Sinclair.«
»Ein Kaffee wäre nicht schlecht.«
»Gern. Wo wollen Sie ihn trinken? Auf einem Ihrer Zimmer oder hier in der Halle?«
»Was meinst du, Jane?«
»Ich bin für die Halle.«
»Einverstanden.«
Wir nahmen in der Sitzecke Platz. Hinter uns befand sich ein Fenster. Jenseits davon lag ein schmaler Seitenpfad, der auch von einer Seite her in den Garten führte. Jane hatte die Beine gegeneinandergelegt und schaute auf ihre runden Knie. Sie wußte nicht so recht, was sie sagen wollte. Auch ich tat mich schwer. So saugte ich hin und wieder an meiner Zigarette und blies den Rauch zur Seite.
Zwischen uns stand etwas, das nicht sichtbar war und erst überwunden werden mußte.
Jane machte schließlich den Anfang. »Soll ich sagen, John, daß es fast so ist wie früher?«
»Meinst du wirklich?«
»Ich kann es nicht sagen. Vielleicht wünsche ich es mir in meinem Innersten. Damals, in Frisco, ich erinnere mich noch gut an die kleine Taverne, habe ich dir gesagt, daß ich Ruhe brauche, um nachzudenken. Ich wollte nicht mit dir zurück nach London. Ich dachte, in den Staaten mein Glück zu finden oder ein neues Leben anfangen zu können. Es hat sich später als Irrtum herausgestellt. Nur habe ich inzwischen festgestellt, daß man nicht einfach aussteigen kann, um anschließend wieder einzusteigen, als wäre nichts geschehen. Es ist viel geschehen, nicht wahr?«
»Das stimmt.«
»Ich meine jetzt nicht die allgemeinen Veränderungen wie neue Gegner, andere Fälle oder so, sondern bei uns persönlich. John, wir haben uns beide verändert. Du bist nicht mehr so wie früher, ich bin es auch nicht mehr. Das ist die menschliche Entwicklung. Zudem schritt sie bei uns ziemlich extrem voran.«
Ich schlug ein Bein über das andere und setzte mich bequemer hin. »Worauf willst du hinaus, Jane?«
»Ich möchte dir sagen, daß ich in London bleiben werde.«
Ich drückte meine Zigarette aus. »Das habe ich mir bereits gedacht. Eine andere Frage stellt sich automatisch. Wovon willst du leben?«
Sie sah plötzlich hilflos aus, als sie die Antwort gab. »Das weiß ich noch nicht.«
»In deinen alten Job kannst du nicht mehr zurück.«
»Nein. Ich würde nie mehr als Detektivin arbeiten. Ich habe Schlimmes getan, John.«
»Als Hexe.«

»Das weiß ich. Ich fühle mich trotzdem schuldig. Ich will mich aber auch stellen, um diese Schuldgefühle abzubauen. Man hat mich auf die Todesliste gesetzt. Der Teufel ist hinter mir her. Auch wenn Wikka nicht mehr existiert, gibt es zahlreiche Helferinnen, die ihm zur Seite stehen. Du glaubst kaum, John, wie viele Hexen noch auf der Welt herumlaufen. Sie halten sich nur versteckt. Sie dienen aber allesamt dem Satan, und sie feiern ihn auch.«

»Du warst bei Yakup sicherer.«

»Da gebe ich dir recht. Aber versuche du mal, gegen dein Innerstes anzugehen.«

»Das ist schwer.«

»Zu schwer, John, wenigstens für mich.« Bei ihrer Antwort hatte sie mich angesehen, und ich überlegte, ob es der gleiche Blick war wie früher. Nein, Jane hatte sich stark verändert. Sie war tatsächlich zu einer anderen geworden. Ihre innere Zerrissenheit spiegelte sich auch äußerlich wider. Sie war ernster geworden. Ich konnte mir bei ihr kaum vorstellen, daß sie auch mal lachte.

Ich schaute auf meine Uhr. »Was ist los?«

»Der Kaffee dauert lange.«

»Vielleicht kocht Clara Wilson ihn noch so wie früher. Ohne Maschine.«

»Möglich.«

Ich wechselte meine Sitzhaltung und wurde mitten in der Bewegung plötzlich starr.

Auch Jane rührte sich nicht mehr. Hinter einer der vom kleinen Voyer abzweigenden Türen hatten wir ein dumpfes Geräusch vernommen. Es war aus dem Raum aufgeklungen, in den Mrs. Wilson gegangen war.

Ich war schneller als Jane, Katapultierte mich aus dem Sessel und rannte auf die Tür zu.

Mit einem heftigen Ruck riß ich sie auf.

Das Ächzen trieb mir einen kalten Schauer über den Körper. Ich roch den Moder, sah die aufgebrochenen Wände und auch den Boden und starrte auf das, was aus ihm hervorgekrochen war.

Eine der Meerhexen!

***

Der Anblick ging mir unter die Haut. Die Arme waren kaum zu zählen. Sie hatten die Wände und den Boden von der anderen, nicht sichtbaren Seite aufgebrochen, als hätten sie nur auf ein bestimmtes Ereignis gelauert. Gelbgrüne, glitschige, dünne Arme, die wie bewegliche Blütenstengel aussahen, waren in das Zimmer gepeitscht und hielten Clara Wilson wie Würgestricke umklammert.

Sie lag auf dem, was einmal ein Boden oder Untergrund gewesen

war. Doch die immensen Kräfte des Hexenwesens hatten ihn aufgerissen und zu einem regelrechten Schlachtfeld gemacht. In dem Wirrwarr aus Holzbrettern und Fangarmen verschwand ihr Körper. Ich sah nur das blasse und bleiche Gesicht, das aus diesem Chaos hervorschaute und all die Angst widerspiegelte, die die Frau empfand.

Eine Todesfurcht…

Der Körper war bereits bedeckt. Sie konnte auch nicht schreien, weil ein dünner Arm ihre Kehle festhielt, und bevor ich irgend etwas unternehmen konnte, war sie verschwunden.

Einfach hineingezogen in den aufgewühlten Boden.

Ich zog die Beretta, feuerte in die Masse hinein. Die Kugeln trafen mit klatschenden Geräuschen.

Um die Einschüsse herum wurde der Körper grau. Er qualmte, doch einen größeren Erfolg erzielte ich nicht.

Das Tangmonstrum zog sich zurück. Wahrscheinlich dorthin, wo es hergekommen war.

Ins Meer!

Auch die Wände wuchsen wieder zusammen. Die Fangarme verschwanden, zogen sich zurück, und mir kam das Zimmer so vor, als hätte es das Grauen nie gegeben.

Sekundenlang schloß ich die Augen, überwältigt von dem plötzlichen Grauen. Ich sah noch immer das Gesicht der Frau vor mir, die Angst, den allmählich brechenden Blick.

Erst als ich hinter mir das leise Schluchzen hörte, öffnete ich die Augen und drehte mich wieder um.

Jane stand da und weinte. Sie hatte die Hände gegen den unteren Teil ihres Gesichts gepreßt. Ich sah nur die Augen und die Stirn, ihre Blicke sagten mehr als tausend Worte.

Ich schloß die Tür. Wir konnten nichts mehr tun. Meine Hand legte ich auf Janes Schulter und führte sie von der Tür weg. Nach den Schüssen, die nichts gebracht hatten, wirkte die Stille im Voyer wie ein lastender Druck auf unseren Körpern.

Keiner wußte so recht, was er sagen sollte. Jane mußte sich erst beruhigen.

Ich drückte sie in einen Sessel und ging selbst weg, um nach etwas Trinkbarem zu suchen. Einen Whisky konnte sie jetzt vertragen. Ich fand eine schon angestaubte Flasche unterhalb der Rezeption in einem Fach. Gläser waren ebenfalls vorhanden.

Auch ich wollte einen Schluck nehmen. Als ich Jane ihr Glas in die Hand drückte, nahm sie es kaum zur Kenntnis. Sie trank noch nicht, sondern starrte ins Leere.

»Nimm einen Schluck!« bat ich sie.

Im Zeitlupentempo hob sie das Glas an und trank in langsamen Schlucken. Der Whisky trieb ihr noch mehr Tränen in die Augen, aber

sie schluckte auch den Rest.

»Ich bin schuld!« flüsterte sie dann. »Verdammt, John, ich bin an allem schuld.«

»Wieso?«

»Ja, es ist meine Schuld. Wäre ich nicht hierhergekommen, könnte die Frau noch leben.«

Ich widersprach nicht.

Aber sie wollte eine Antwort. »John, es ist doch so, oder nicht? Du brauchst auf mich keinerlei Rücksicht zu nehmen, wirklich nicht. Sage die Wahrheit.«

Ich nickte. »So unrecht hast du nicht, Jane, aber man kann dir nicht die gesamte Schuld anlasten.«

»Ich bringe Unglück.«

»Sagen wir mal so. Ich möchte dich als ein auslösendes Moment bezeichnen. Du bist praktisch der Katalysator gewesen, der das Grauen hervorgeholt hat.«

»Und warum?«

»Wir werden es herausfinden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das brauchst du gar nicht. Es ist allein wegen mir, deshalb werde ich meine Sachen packen und von hier verschwinden.«

»So einfach wirfst du die Flinte ins Korn?«

»Was soll ich denn machen, John? Clara Wilson war verheiratet. Wenn ihr Mann zurückkehrt, willst du ihm dann sagen, was mit seiner Frau geschehen ist? Ich jedenfalls kann es nicht. Er wird uns für verrückt halten, er wird nicht daran glauben, zu Recht, wie ich meine. Aber es ist nun mal eine Tatsache, an der wir nicht vorbeikommen, John. Ich bringe den Personen, die in meiner Nähe sind, Unglück. Ob du das bist oder Mrs. Wilson, das ist egal. Genau das ist auch der Fluch, der auf mir lastet. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich auf irgendeine einsame Insel zurückzuziehen oder mich in eine Höhle zu verkriechen, um dort auf den Tod zu warten.«

»Der Überzeugung bist du?«

»Mittlerweile ja.«

Ich konnte Jane nur zu gut verstehen. Mir wäre es kaum anders ergangen. Auch ich gehöre zu den Menschen, die sich Gedanken und Sorgen machten, besonders dann, wenn eine völlig unschuldige Person, wie Clara Wilson es gewesen war, in die dämonische Fälle und Aktivitäten mit hineingezogen wurden und ihr Leben verloren. Nur wußte ich keine Möglichkeit, wie man das ändern konnte.

»Du weißt auch keinen besseren Vorschlag - oder?«

»Im Moment nicht, Jane.«

»Dann laß mich gehen.«

Ich blicke sie an. »Gut, ich lasse dich gehen. Und wohin? Wohin

willst du, Mädchen?«
Sie hob die Schultern.
Ich schlug mit der flachen Hand auf meinen linken Oberschenkel. »Das ist doch keine Lösung. Du kannst nicht immer davonlaufen.«
»Was soll ich tun?«
»Das hier durchstehen.«
Sie lachte mich bitter an. »Es ist nicht dein Ernst. So etwas ist unmöglich. Ich würde verlieren.«
»Wenn du ihnen einmal Paroli bietest, werden sie erkennen, daß man mit dir nicht alles machen kann.«
Jane lächelte verloren und mitleidig. »John, sind das nicht Wunschträume von dir?«
»Die sich realisieren lassen. Auch ich bin oft genug attackiert und in Situationen gebracht worden, wo es verdammt danach aussah, daß es kein Zurück gibt. Der Hölle ist es sogar gelungen, mein Kreuz zu manipulieren, man hat ihm Zeichen genommen, ich war deprimiert und dachte, daß alles aus wäre. Doch ich habe mich gefangen und mir gesagt, daß es einen Weg geben muß. Weg aus der Depression, ich habe es geschafft.«
»Ich bin nicht du, John.«
»Trotzdem, Jane, trotzdem. Ich weiß selbst, daß du nicht mehr so agieren kannst wie früher, aber laß dir gesagt sein, daß du auf mich immer zählen kannst.«
Sie schaute mich an und wischte über ihr Haar. »Ich weiß es nicht.«
»Jedenfalls solltest du jetzt nicht Reißaus nehmen. Zudem würden es die Hexen, falls sie es wirklich auf dich abgesehen haben, gar nicht zulassen, daß du so einfach verschwindest.«
»Dann bliebe ich also als Lockvogel hier?«
»Jane, ich habe mit dir stets offen geredet. Das tue ich auch jetzt und sage ja. Du bist oder sollst für die andere Seite den Lockvogel spielen. Klar?«
Sie nickte. »Hast du dir denn schon Gedanken darüber gemacht, wie das ablaufen soll?«
»So ungefähr. Jedenfalls werden wir versuchen, keine Unschuldigen mehr in den Fall mit hineinzuziehen. Der Tod einer Person hat mir völlig ausgereicht. Verstehst du?«
»Ich bin nicht dumm.«
»Na also.«
»Was tun wir?«
»Wir gehen zum Strand. Nur dort können wir uns den Problemen stellen. Nur dort können wir sie packen.«
Jane ballte die linke Hand zur Faust.
»Wenn du meinst, John, bin ich an deiner Seite. Gesetzt den Fall, wir schaffen es, wie geht es dann weiter? Die andere Seite wird es immer

wieder versuchen. Du kannst nicht ewig bei mir bleiben und mich beschützen. Du hast einen Job, du mußt etwas tun, du hast eine Aufgabe…«

»Kommt Zeit, kommt Rat.«

»Daran glaubst du doch selbst nicht, John.«

Sie wollte noch etwas sagen, ich aber legte einen Finger auf meine Lippen.

Jane verstand das Zeichen und schwieg.

Ich drückte mich aus dem Sessel hoch, denn ich hatte etwas vernommen Einen polternden Laut. Er war dort erklungen, wo auch Clara Wilson gestorben war. Auf Zehenspitzen schlich ich zur Tür.

Noch tat ich nichts, blieb stehen, hielt den Atem an und lauschte, ob sich das Geräusch unter Umständen wiederholte.

Das war nicht der Fall.

Dann erst legte ich meine Hand auf die Klinke, riß die Tür auf und blieb entsetzt auf der Schwelle stehen.

Zum zweitenmal traf mich der Schock, und ich erkannte die gesamte Grausamkeit der Meerhexe…

***

Sie spie die Knochen aus!

Im ersten Teil des brutalen Mordprozesses hatte sie das Opfer verschlungen. Nur bewies sie, daß sie mit den blanken Knochen nichts mehr anfangen konnte und löste sie ab.

Sie drangen aus den Wänden und der Decke. Über mir hatte sich die Decke geöffnet, dort erschien ein bleicher, leicht glänzender, runder Gegenstand. Er wurde hervorgedrückt, bekam keinen Halt mehr und viel nach unten. Vor meinen Füßen klatschte er auf den wieder völlig normal gewordenen Boden auf und zerbrach in zahlreiche Teile.

Es war Clara Wilsons Schädel!

Und aus den Wänden wurden die anderen Knochen und Gebeine gedrückt.

Wie Bauklötze fielen sie nach unten, waren aber so hart, daß sie nicht zerbrachen.

Ich schaute dem unheimlichen Vorgang zu, ohne etwas tun zu können. Diese schreckliche Magie mußte ich zunächst in Kauf nehmen, ich war nur Statist, die Hexen hatten das Kommando übernommen.

Wieder löste sich ein Teil.

Es war ein Knochenfuß. Er fiel dicht unter der Decke aus einem Loch in der Wand, die sofort danach wieder zuwuchs, so daß nichts mehr zu sehen war.

Mit den Zehen voran, kam er auf dem Boden auf. Die Zehen zerbrachen dabei. Als helle Splitter blieben sie liegen.

Die Hexe spie alles aus, was sie nicht mehr haben wollte. Ein gesamtes menschliches Skelett wurde als makabres Puzzle aus den Wänden und der Decke gedrückt.
Zurück blieben Trümmer!
Und ein Mensch wie ich, der diesem Vorgang fassungslos zusah und es nicht begreifen konnte. Ich hatte schon viel erlebt, so etwas war mir noch nicht untergekommen.
Um reden zu können, mußte ich mich räuspern. Die Gänsehaut auf meinem Körper blieb, ich konnte sie auch nicht abschütteln, zu sehr fesselte mich das unheimliche Geschehen. Hier führte eine Kraft Regie, der ich bisher nichts entgegensetzen konnte. Auch die beiden Silberkugeln schien die Hexe verdaut zu haben. Vielleicht hatten sie einen Teil ihres gewaltigen Körpers zerstört, mehr aber auch nicht.
Zudem blieben die Monstren nicht auf das Wasser beschränkt. Sie mußten eine Möglichkeit gefunden haben, an Land zu kommen, und zwar unterirdisch.
Das war das große Problem. Ich konnte den Weg nicht verfolgen. Wenn überhaupt, mußte ich die Bestien am Strand erwarten.
In den letzten fünfzehn Sekunden hatte sich weder an der Wand noch an den Wänden ein Spalt geöffnet, um die makabre Last zu entlassen. Wahrscheinlich brauchte ich auch mit weiterem Nachschub nicht zu rechnen, und so riskierte ich es, den Raum zu betreten.
Behutsam setzte ich einen Fuß über die Schwelle und schaute mich dabei noch um.
Jane stand hinter mir. Meine Handbewegung scheuchte sie ein wenig zurück. Sie war blaß geworden und schien überhaupt kein Blut mehr in ihren Adern zu haben.
Neben dem zerplatzten Schädel blieb ich stehen und hob den größten Teil von ihm auf. Der untere Teil war als Halbrund noch vorhanden. Ich ließ ihn für einen Augenblick in meiner Handfläche liegen.
Schon des öfteren hatte ich Gebeine angefaßt. Ich wußte von ihrer Härte, mir war bekannt, wie sie sich anfühlten, und auch bei diesen Knochen hatte sich nichts verändert.
Es war nicht mehr nötig, den Raum noch weiter zu durchsuchen. Von innen sah ich den Schlüssel im Schloß, zog ihn hervor und schloß die Tür von außen ab.
Jane schaute mich an. »Bleibt es noch immer bei deinem Plan?« fragte sie leise.
»Mehr denn je. Du hast selbst gesehen, wie gefährlich diese Hexen sind. Wir müssen sie stoppen.«
»Aber es sind drei.«
Ich ließ den Schlüssel in der Tasche verschwinden. »Ja, ich weiß.«
»Dagegen kommen wir nicht an.«
Ich hob die Schultern. »Mal sehen, wie sie sich geben, wenn wir sie

am Strand stellen.«
»Falls sie erscheinen.«
»Das setzte ich voraus. Ich denke allerdings daran, daß sie erscheinen werden. Du allein garantierst schon dafür, denn du warst das auslösende Moment.«
»Wenn ich trotzdem verschwinde?«
Ich streichelte ihre Wange. »Jane, was einmal erweckt worden ist, das bleibt auch wach. Glaube nur nicht, daß sich die Meerhexen dorthin zurückziehen werden, woher sie gekommen sind. Da mach dir mal keine falschen Hoffnungen.«
»Bald glaube ich es auch.«
»Das ist so, wirklich.«
Sie erwiderte nichts mehr. Dafür deutete sie auf das Fenster, ging hin, und ich folgte ihr.
»Es stürmt!« flüsterte sie. »Schau dir die Bäume an, wie sich die Zweige bewegen. Die werden regelrecht durchgepeitscht.«
In der Tat fegte ein gewaltiger Sturm, schon fast ein Orkan, über Seaford. Gut, wir hatten März, da gab es die Frühlingstürme, aber so plötzlich und praktisch ohne Vorwarnung, das war auch für diese Jahreszeit ungewöhnlich.
»Was sagst du dazu, John?« Jane faßte nach meiner Hand.
»Du rechnest damit, daß dieser Sturm keine natürliche Ursache hat, nicht wahr?«
»So ist es. Die Hexen müssen ihre Kräfte im Spiel haben. Eine andere Erklärung weiß ich nicht.«
»Vielleicht. Wohnen eigentlich noch andere Gäste in dieser Pension?« fragte ich.
»Nein, nur wie beide.«
»Das ist gut. So bringen wir niemanden mehr in Gefahr.« Ich holte tief Luft, drehte mich zur Ausgangstür hin. »Los, Jane, wir haben hier nichts verloren.«
Sie folgte mir wie ein gehorsames Kind. Ich hatte schon Mühe, die Tür aufzuziehen. Der Wind wehte dagegen, so mußte ich mich regelrecht zurückstemmen, um sie zu öffnen.
Jane schob sich an mir vorbei und betrat als erste das Freie. Sie duckte sich sofort, denn eine Bö schüttelte sie durch.
Ich packte sie um die Hüfte, so daß sie bei mir blieb, und gemeinsam stemmten wir uns gegen den Wind an.
Er wehte vom Meer her und war wie ein bösartiges Raubtier, das über die Menschen kam. Am Strand wirbelte er den Sand auf und riß ihn als gewaltigen Schleier mit und auf den kleinen Ort zu.
Wie harter Schnee jagte er durch die Straßen und Gassen, trommelte gegen die Dächer der Häuser und die Fensterscheiben.
James Brookfield hatte mir seine Adresse hinterlassen. Zu ihm wollte

ich noch einmal, denn ich erhoffte mir von ihm weitere Informationen, die wir im Kampf gegen die drei Meerhexen gebrauchen konnten.

Auch über dem Wasser tobte der Sturm. Er warf die See zu gewaltigen Wellen hoch, die als Brecher gegen den Strand rollten und erst an den Erhöhungen und Deichen gebrochen wurden.

Der Himmel hatte sich verdüstert. Wolken waren aufgezogen. Unter ihnen wehten die feinen Sandschleier her. Ich dachte daran, wie ich Jane gefunden hatte. Auch sie hatte vom Sand begraben werden sollen. Sie wäre elendig erstickt, hätte ich sie nicht rechtzeitig genug entdeckt. Jetzt kam es mir vor, als wollte der Sturm den gesamten Sand hochwirbeln, um den Ort unter sich zu begraben.

Auch die Einwohner Seafords machten sich Sorgen. Nur wenige Menschen befanden sich noch im Freien. Überall klapperte, heulte und rauschte es. Der Sturm ließ sich einfach nicht aufhalten, aber wir trotzten ihm und mußten trotzdem nachfragen, wo wir James Brookfields Haus finden konnten.

Der Mann schrie, als er uns den Weg beschrieb. Wir bedankten uns ebenfalls schreiend und liefen den Rest der Strecke.

Schon bald hatten wir den Bungalow erreicht. Auf dem flachen Dach wuchs eine Antenne in die Höhe. Der Wind hatte auch sie gepackt und bog sie wie einen Halm.

Zahlreiche Menschen hatten die Rolladen heruntergelassen, die Brookfields nicht. Wir suchten Schutz in dem Windfang vor der Tür und klingelten.

Der Hausherr öffnete. »Kommen Sie herein«, sagte er schnell und hielt die Tür fest.

In der geräumigen Diele blieben wir stehen und atmeten zunächst tief durch. Aus unserer Kleidung rieselte der Sand. Er blieb auf den Fliesen liegen.

Brookfield kam zu uns. »Es ist etwas passiert«, sagte er plötzlich.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich sehe es Ihnen an, Mr. Sinclair.«

»Ha, Sie haben recht. Es hat eine Tote gegeben. Mrs. Clara Wilson wurde umgebracht.«

Brookfield ging einen Schritt zurück. Er war käsebleich geworden.

»Das ist doch nicht möglich…«

»Leider ja.«

»Wie konnte es geschehen?«

»Eine Hexe.«

»Waren Sie am Meer?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das nicht. Diese Monstren müssen einen Weg vom Meer her in den Ort gefunden haben. Sie kam aus der Wand, der Decke und dem Fußboden. Ihre Tentakelarme hielten die arme

Frau umfaßt, die sich nicht wehren konnte. Es war für sie furchtbar, grauenhaft. Sie hatte einfach keine Chance.«

Brookfield senkte den Blick. Er schaute auf seine Schuhspitzen. Was er dachte, war nicht zu erkennen, gute Gedanken konnten es nicht sein. Und eine Lösung für das Problem hatte er auch nicht parat. So hob er hilflos seine Schultern.

Ich sah eine Frau kommen. Sie sah nett aus, war ungefähr Mitte Dreißig, trug einen Pullover und lange Hosen. Sie machte einen unglücklichen Eindruck.

»James, sind das die Leute, von denen du mir erzählt hast?«

»Ja.«

Die Frau hieß Ursula Brookfield. Sie reichte jedem von uns die Hand und blieb vor Jane Collins stehen, um ihr ins Gesicht zu schauen. »Ich habe davon gehört, was mein Sohn tat«, sagte sie leise.

»Und es tut mir verdammt leid.«

»Vergessen, Mrs. Brookfield.«

»Soll ich Matthias holen?« wandte sie sich fragend an ihren Mann, »damit er sich entschuldigen kann?«

Ich mischte mich ein. »Das wird wohl nicht nötig sein«, erklärte ich mit fester Stimme. »Wir sind nicht wegen Ihres Sohnes gekommen. Unsere Probleme liegen woanders.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte der Geologe.

»Können wir mit Ihnen reden?«

»Bitte. Gehen wir in mein Arbeitszimmer. Wenn du so nett wärst, Ursula, uns Kaffee zu bringen.«

»Gern.«

Wir wurden in den Keller gebeten, wo sich der Hausherr seine Höhle, wie er es nannte, eingerichtet hatte. Er führte uns in einen fensterlosen, sehr großen Raum, der eine Mischung aus Labor und Büro darstellte. Ein Labortisch, ein Schreibtisch und gegenüber die Glasschränke mit allerlei Gesteinsproben, die er gesammelt und untersucht hatte.

»Es sieht sehr nüchtern aus«, sagte er. »Keinerlei Skelette oder ähnliches.«

»Darauf sind wir auch nicht erpicht«, erwiderte ich.

»Kann ich mir denken.« Er bot uns einen Platz an. Bevor wir saßen, kam schon der Kaffee. Mrs. Brookfield setzte das Tablett ab und ließ uns allein.

In Korbsessel drückten wir uns hinein. Das Geflecht beschwerte sich knarrend, als es von unserem Gewicht zusammengedrückt wurde. Zwischen uns stand ein runder Tisch.

Wir tranken. Der Kaffee schmeckte mir gut. Von draußen hörten wir das Heulen des Sturms, der um die Ecken des Hauses tobte.

»Es ist auch dunkler geworden«, sagte ich. »Zu dunkel für diese Zeit.

Deshalb glaube ich nicht an eine natürliche Ursache des Sturms. Er hat etwas mit den Hexen zu tun.«

Brookfield wollte mir nicht widersprechen. Er fragte nur, wie es möglich war, daß die Hexen so plötzlich auftauchten.

»Daran trägt Miß Collins die Schuld.«

»Tatsächlich?«

»Ja, nehmen Sie das hin, ohne nach Einzelheiten zu fragen. Jane Collins ist eine besondere Person, die, sagen wir, eine gewisse Affinität zu diesen Wesen hat.«

Der Geologe verstand. Er setzte sich steif hin. »Dann stellt sie eine Gefahr dar.«

Ich nickte.

Jane fühlte sich plötzlich unwohl, unter den bohrenden Blicken des Mannes, so daß ich ihr beistand.

»Eine erkannte Gefahr ist oftmals nur eine halbe, das dürfen wir auch nicht vergessen.«

»Kommen Sie gegen drei Hexen an, Mr. Sinclair?«

»Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.«

»Ich glaube es nicht.«

»Wir müssen Sie stoppen, möchten allerdings noch einige Einzelheiten von Ihnen wissen.«

»Bitte, fragen Sie.«

Ich trank Kaffee und begann, während ich die Tasse wegsetzte. »Ist in der Geschichte, die über die Hexen erzählt wird, etwas erwähnt, das auf ihre Vernichtung schließen läßt? Oft genug haben Hexen oder Bösewichte einen schwachen Punkt, den mutige Menschen herausfinden und entsprechend handeln. Sie raffen sich auf und töten die Hexen oder verbannen sie. Ist das auch hier geschehen? Gibt es in dieser Legende einen solchen Vorkämpfer, Mr. Brookfield?«

Der Mann mir gegenüber schüttelte den Kopf. »Nein, leider nicht. Ich kenne die Geschichte, aber einen solchen Helden gibt es leider nicht.« Er lächelte plötzlich. »Wollen. Sie einer werden?«

»Das wäre nicht schlecht.«

Er räusperte sich, stand auf und schlug gegen eine kahle Stelle an der Wand. »Es tut mir leid, aber ich begreife einfach nichts. Gar nichts kann ich fassen. Es ist für mich furchtbar. Diese Vorfälle sind wie ein Schlag in mein Leben eingetreten. Sie haben mich aus meinem normalen, wissenschaftlichen Alltagsdenken herausgerissen. Die Veränderung meines Sohnes, ich begreife nichts.«

»Das wollten wir von Ihnen bestätigt haben.«

»Und wenn Sie gehen?« fragte er. »Wollen Sie mich mitnehmen? Soll ich mich dem Grauen stellen?«

»Nein, bleiben Sie hier, bitte. Miß Collins und ich gehen zum Strand. Ich habe schon einmal diesen Sturm erlebt. Allerdings wesentlich

abgeschwächter. Als ich Miß Collins fand, war sie unter dem Sand schon fast erstickt. Er wurde dort in die Höhe gewirbelt, wo sie lag. Das hatte auch keine natürliche Ursache gehabt.«

»Dann wäre es doch eigentlich besser, wenn Sie den Ort verlassen, oder nicht?«

»Wir gehen auch«, sagte Jane. »Nur eben zum Strand. Ich weiß, daß ich einen nicht gerade positiven Eindruck auf Menschen hinterlasse. Durch mich ist das Unglück gekommen, ich werde mich ihm stellen. Indirekt trage ich auch an der Reaktion ihres Sohnes die Schuld. Daß er sich so verändert hat, tut mir leid, ich wollte es nicht.«

Brookfield lächelte. »Schon gut, Miß Collins. Nehmen Sie bitte meine Worte nicht persönlich. Ich weiß ja, daß wir Gefangene dieses Grauens sind, und wir müssen uns leider damit abfinden. Ich kann Sie nicht aufhalten, ich wünsche Ihnen nur, daß Sie es schaffen und die verdammte Brut, sollte es sie tatsächlich so geben, wie Sie sie beschrieben haben, auslöschen.«

Es waren Worte, die auf einen Abschied hindeuteten. Wir hatten sie auch richtig verstanden und erhoben uns.

Jenseits der Tür klangen hastige Schritte auf. Brookfield hatte sie auch gehört, er drehte sich um, die Tür wurde geöffnet, und Ursula Brookfield stand auf der Schwelle.

Sie sah ziemlich aufgelöst und hilflos aus.

»Was ist geschehen?« fragte ihr Mann.

»Matthias, er ist nicht mehr aufzutreiben. Ich… ich war in seinem Zimmer, dort ist er aber nicht. Und das Gewehr, das du im Glasschrank aufbewahrst, ist auch verschwunden, mitsamt der Munitionsschachtel. Und ich befürchte, daß Matthias mit dieser Waffe umgehen kann…«

***

Der Junge hatte sich wieder auf das Bett gelegt und den Kopfhörer des Walkman übergestreift. Er wollte Musik hören und nichts anderes. Nicht wissen, nichts sehen, nur eben der Musik lauschen und alles andere vergessen. Das schaffte er nicht.

Zwar hörte er Mike Oldfield singen, aber der sang nicht mehr wie sonst. Schrille Töne störten den Musikgenuß. Es waren zischend gesprochene Sätze und Befehle aus dem Unsichtbaren. Und es waren die gleichen Stimmen, die er schon am Strand erlebt hatte, wo sie aus der Höhle geklungen waren und ihn fast zu einem Mord getrieben hätten.

Hexenstimmen…

»Du hast es nicht geschafft, Junge. Du mußt dich anstrengen und es noch einmal versuchen. Sie ist eine Feindin, sie würde auch dein Leben zerstören, glaube es uns. Wir werden dich belohnen, wenn du

dich auf unsere Seite stellst. Jage sie. Nimm dir das Gewehr! Du weißt, wo es ist. Jage sie wie Hasen. Schieße sie aus dem Haus. Sorge dafür, daß sie über den Strand gehetzt werden, wo wir sie erwarten können. Wer zu uns hält, den belohnen wir. Du willst doch bestimmt einmal mächtig werden. Das kannst du, wenn du darauf hörst, was wir dir sagen.«

Er richtete sich auf. Verwundert glitt der Blick des Jungen durch den Raum, aber er sah den Sprecher nicht.

»Geh schon!« flüsterte es. Und die Stimme war wesentlich lauter als die Musik.

Er schwang sich vom Bett. Mit einem sicheren Griff nahm er den Kopfhörer ab und schaltete den Walkman aus.

Jetzt vernahm er nur noch das Toben des Sturms.

Der Junge wußte nicht, was er unternehmen sollte. Da war einmal der unsichtbare Sprecher gewesen, zum anderen stand sein eigener Wille voll dagegen. Noch nie hatte sein Herz so schnell geschlagen wie in diesen Augenblicken. Er schaute sich vorsichtig in seinem Zimmer um, als stünde er in einem fremden Raum.

Nein, da war nichts.

Selbst einen Geist konnte er nicht sehen, obwohl doch eine geisterhafte Stimme gesprochen hatte.

Von einem Gewehr hatte sie geredet.

Plötzlich lächelte der Junge. Es war aber kein fröhliches Lächeln, das über seine Lippen glitt und sie in die Breite zog. Das Lächeln war kalt, beinahe grausam, und es paßte nicht zu einem Jungen wie Matthias, den seine Mutter oft genug als ein fröhliches Kind bezeichnet hatte.

Das Gewehr!

Deutlich stand es vor seinem Auge. Er wußte, wo es sich befand. In einem Schrank, der wiederum in einem kleinen Seitenflur stand. Der Schrank war verschlossen, aber er wußte, wo der Schlüssel lag. In einem kleinen Kästchen aus Schmiedeeisen mit einer Stangentür.

Er brauchte es nur zu öffnen, den Schlüssel an sich zu nehmen, der Rest war einfach.

Wie man mit einem Gewehr schoß, wußte er auch. Sein Vater hatte ihn zwar nie schießen lassen, dafür hatte er zuschauen können und sich die einzelnen Vorgänge sehr gut eingeprägt.

Und so machte er sich auf den Weg. Irgend jemand hatte ihm einen innerlichen Ruck gegeben. Als er sein Zimmer verließ, hörte er wieder die Stimme. »Ja, so ist es brav, Junge. Du bist auf dem richtigen Weg, um reich und mächtig zu werden.«

Reich und mächtig, das wollte er sein.

Matthias ging weiter. Nicht locker, sondern verkrampft, weil er ja wußte, daß er einen Diebstahl begehen würde. Noch nie im Leben hatte er bisher gestohlen, heute sollte sich dies ändern.

Auf dem Weg zum Ziel begegnete ihm niemand. Seine Mutter war wahrscheinlich in der Küche, der Vater im Arbeitszimmer. Die Voraussetzungen waren günstig.

Als er vor dem Schrank stand, schaute er auf die Waffe. Sie war ziemlich schwer, das wußte er.

Wenn man schoß, mußte man, so hatte es ihm der Vater gesagt: Den Kolben gegen die Schulter drücken, um so den Rückstoß besser auffangen zu können. Sein Dad hatte die Waffe mal als ein automatisches Repetiergewehr bezeichnet.

Den Schlüssel brauchte er nicht. Was er nicht für möglich gehalten hatte, war eingetreten.

Die beiden Türen des Glaskastens schwangen auf, als würden unsichtbare Hände sie bewegen.

Staunend stand der Junge vor diesem Phänomen. Er bekam den Mund kaum zu und atmete heftig.

Automatisch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er war so aufgeregt wie noch nie zuvor in seinem Leben. Als er nach dem Gewehr griff, wußte er, daß er noch zurück konnte, aber das traute er sich nicht mehr.

Matthias übersprang auch die letzte Hemmschwelle. Kaum berührte seine Hand den Kolben, als der Ausdruck in seinen kindlichen Augen wechselte.

Die Blicke bekamen etwas Hartes, Kaltes. Jede Spur von Kindlichkeit war aus ihnen verschwunden.

Das Gewehr stand in einer Halterung. Die Waffe war ziemlich schwer. Nur schien es, als hätte der Junge auch mehr Kraft bekommen, er holte es beim ersten Versuch hervor, hielt es fest, starrte den glänzenden Lauf an und nahm auch den leichten Ölgeruch wahr.

Sein Vater pflegte die Waffe gut. Sie wurde regelmäßig geputzt und eingeölt.

Munition entdeckte er auch. Die Kugeln lagen in einem kleinen Kästchen, von dem er den Deckel anhob, zufrieden auf die Geschosse schaute, den Deckel wieder zuklappte und die Schachteln einsteckte.

Als er sich umdrehte, hörte er- die Flurklingel. Sie bekamen Besuch, und diese Leute sollten den Jungen nicht unbedingt sehen. Er drückte sich in eine Türnische, wartete, bis die Leute auf der Kellertreppe verschwunden waren, und nickte, denn er hatte an den Stimmen erkannt, um wen es sich bei einer Person handelte.

Es war die Frau, die er fast getötet hätte und bei der er es jetzt noch einmal versuchen würde.

Es wurde Zeit für ihn.

Jeder Junge kann lautlos gehen, wenn es darauf ankam. Matthias machte da keine Ausnahme. Von der Garderobe nahm er noch seinen

Parka mit, öffnete die Tür, duckte sich, als der Wind heranfegte, und verschwand schnell hinter dem Zaun am vorderen Grundstück. Sich dort niederhockend streifte er die Jacke über. Sehr vorsichtig drückte er sich wieder hoch und warf einen Blick auf den Bungalow.

Dort hatte niemand bemerkt, daß er verschwunden war. Er konnte sich also in Ruhe den Platz aussuchen, von dem er schießen wollte…

***

James Brookfield drehte sich und schaute uns an. Er sah aus wie eine Leiche, sagte nichts, aber seine Frau erwartete eine Antwort oder Erklärung von ihm.

»Hast du das nicht gehört, James? Dein Sohn ist verschwunden und hat das Gewehr mitgenommen!«

»Ja, ja, ich weiß Bescheid.«

»Was willst du tun?«

»Was soll ich tun?« fragte er leise und hob die Schultern. Er schaute uns dabei an. »Wissen Sie es?«

»Zunächst müssen wir Ihren Jungen suchen.«

»Seaford ist klein, aber trotzdem gibt es hier zahlreiche Verstecke. Der kann sich überall aufhalten.«

»Da hast du recht«, erwiderte Jane. »Nur ich bin der Meinung, daß er ein Ziel hat.«

»Klar, der Strand!«

»Ich gehe mit.« Brookfield hatte sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne entschlossen.

Es war sein Sohn. Wir konnten dem Vater nicht sagen, daß er zu Hause bleiben mußte, aber Mrs. Brookfield wollte uns ebenfalls begleiten. Dagegen hatte ich etwas.

»Nein, Mrs. Brookfield, Sie bleiben hier.«

Sie wollte widersprechen, doch ihr Mann griff ein. »Es ist besser, Ursula. Ich verspreche dir, daß wir Matthias zurückholen. Okay?«

Da nickte sie.

Uns hielt nichts mehr. Ich spürte genau, daß es wichtig war, wenn wir uns beeilten. Die verdammten Hexen hatten es schon einmal geschafft, den Jungen in ihre Gewalt zu bekommen. Ein zweitesmal sollte ihnen das nicht gelingen, falls es nicht schon passiert ist.

Brookfield lief mit langen Sätzen die Treppe hoch. Im Flur zog er sich die wetterfeste Jacke über.

Auch wir nahmen unsere Kleidung vom Haken. Ich schloß die Jacke nicht völlig, weil ich im Ernstfall schnell an meine Beretta herankommen wollte.

Brookfield öffnete die Tür und begann zu fluchen, denn der Wind hatte nicht nachgelassen. Er fauchte sehr wütend heran, als wollte er uns von den Beinen reißen.

»So etwas hat uns noch gefehlt.« Auch ich war sauer, und Jane zog die Tür hinter uns zu.

Spuren brauchten wir nicht erst zu suchen. Für uns war es wichtig, den Jungen zu finden. Er mußte ein Ziel gehabt haben, und das konnte nur am Strand liegen.

Dort liefen wir hin.

Die Böen wirbelten nicht nur den Sand auf, sie brachten auch das Wasser zum Kochen. Vom Strand her wehten und fegten die Wolken heran. Es waren lange, sich drehende Schleier, die uns entgegenkamen. Die einzelnen Körner fanden ihren Weg auch unter die Kleidung, und so kratzten und schabten sie auf der Haut.

Brookfield lief neben mir. »Kennen Sie eine Abkürzung, die zum Strand führt, oder müssen wir den normalen Weg nehmen?«

»Die Abkürzung ist schon da.«

»Okay, nehmen wir die.«

Es war ein schmaler Weg, in den wir eintauchten. Schnurgerade führte er zu unserem Ziel. Über das rote Kopfsteinpflaster wehten ebenfalls die fächerförmigen, dünnen Sandschleier, die der Wind auch zu Wirbeln drehte, so daß sie als Kreisel unsere Füße umspielten.

Zu beiden Seiten des Wegs zog sich eine Mauer hin. Sie war aus Ziegelsteinen gebaut. Dahinter lagen die Gärten der nächsten Anwohner. Der Sand jagte von vorn auf uns zu und gegen unsere Gesichter. Die Augen mußten wir zusammenkneifen, um das Zeug nicht hineinzubekommen. Es machte wirklich keinen Spaß, bei diesem Wetter zu laufen.

Brookfield war noch schneller als Jane und ich. Er hatte die Spitze übernommen und würde auch das Ende der Gasse als erster erreichen. Dort führte ein breiter Weg in verschiedene Richtungen.

Manche sagten dazu Promenade. Einige Bänke standen unter noch blattlosen Bäumen. Zur jenseitigen Seite hin stützte sie eine Deichmauer ab. Dahinter tobten die Wellen. Sie wurden gegen den Strand geschleudert, so daß sie bis zur Mauer liefen und sich dort brachen.

Plötzlich fielen zwei Schüsse!

Der Wind heulte und jaulte zwar, aber nicht so laut, als daß wir die Abschußgeräusche überhört hätten. Der Schütze mußte sich vor uns befinden, es konnte sich nur um Matthias Brookfield handeln, der hinter irgendeinem Baum hockte und feuerte.

Jane und ich kannten die Regeln. Wir lagen plötzlich am Boden und rollten uns weiter. Ich bemerkte, daß sich mein Magen zusammenzog. Es war schon etwas anderes, ob ein normaler Verbrecher auf uns schoß, ein Dämon oder ein Kind.

Das hier war ein Kind!

Brookfield hatte nichts davon mitbekommen. Er war weitergelaufen

und wunderte sich nur, daß wir uns nicht mehr an seiner Seite befanden. Deshalb drehte er sich um.

»Was ist denn?« brüllte er heiser.

»Ihr Sohn hat auf uns geschossen!« Ich schrie es ihm zu, als ich wieder hochkam.

Auch Jane quälte sich auf die Füße. Ihr Gesicht war dabei verzerrt. Sie mußte noch einige Schwierigkeiten haben, denn so in Ordnung war sie nach dem Schlag noch nicht.

»Da ist er!« rief sie.

Tatsächlich löste sich vor uns eine Gestalt aus der Deckung eines gewaltigen Baumstamms. Es war der Junge, dies erkannten wir trotz der Entfernung und der miesen Lichtverhältnisse.

»Matthiassss…!«

Da konnte Brookfield soviel brüllen, wie er wollte. Der Junge gab Fersengeld und rannte auf den Strand zu.

Für mich gab es keinen Zweifel daran, daß er voll und ganz unter dem Einfluß der Hexen stand.

Ich winkte mit dem linken Arm. »Weiter, weiter!« Und Brookfield lief auch. Nur nicht mehr so schnell wie zu Beginn. Das Wissen um seinen Sohn schien ihn geschockt zu haben.

Der arme Kerl stolperte mehr, als daß er lief. Dabei ruderte er mit beiden Armen. Wir hörten ihn auch immer den Namen seines Sohnes rufen, nur erreichte er damit nichts.

Matthias stand unter dem Einfluß des Bösen.

Auch wir ließen die Promenade hinter uns. An einigen Stellen führten Treppen zum Strand hin.

Noch immer wurde das Wasser wie von gewaltigen Händen aufgepeitscht und gegen das Land geschoben. Obwohl wir uns dicht an der Mauer hielten, erreichten uns einige Wellen, so daß wir nasse Füße bekamen.

Brookfield lief wieder neben mir. Ich hatte Jane gesagt, sie sollte hinter mir bleiben, und daran hielt sie sich auch. Brookfield blieb mit mir auf einer Höhe. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, die Haut war gerötet. Er erlebte in diesen Augenblicken den Schock seines Lebens, klar, daß er darüber erst hinwegkommen mußte.

Hin und wieder, wenn keine neue Sandbö die Sicht versperrte, sahen wir den Jungen. Obwohl er das schwere Gewehr trug, lief er verdammt schnell. Meines Erachtens schmolz der Vorsprung nicht einmal zusammen, und wir bekamen auch mit, daß er sich nach links in die welligen Dünenhügel schlug.

Eigentlich ging es ja um die drei Meerhexen, doch in diesem Fall waren wir zwangsläufig mehr auf Matthias konzentriert. Ihn zu retten und aus dem Bann zu befreien, erschien uns am wichtigsten.

Auch wir hatten den Ort hinter uns gelassen und näherten uns der

Dünenlandschaft.

Da erwischte es James Brookfield.

Urplötzlich schlug die rote peitschenartige Schnur aus dem Sand und umwickelte seinen rechten Knöchel. Das geschah mitten im Lauf, der abrupt gestoppt wurde.

Es sah so lächerlich aus, wie er plötzlich in der Luft hing, mit den Armen ruderte und doch ein Bein nicht vom Boden wegbekam, weil es die Schnur umklammerte.

Brookfield kippte gegen den Wind, aber der hob ihn nicht hoch, der Mann fiel zu Boden.

Er klatschte hart in den Sand!

Und da überrollte er sich. Er hatte den Mund nicht geschlossen gehabt und Sand zwischen die Zähne bekommen. Weit hielt er die Lippen offen, spuckte und keuchte.

Bevor ich mich um ihn kümmerte, warf ich noch einen letzten Blick nach links und auch nach vorn zwischen die Dünen.

Dort verschwand der Junge.

Er drehte sich nicht einmal um. Das Gewehr hielt er mit beiden Händen fest, dann nahm mir ein Sandwirbel die Sicht auf die schmale Gestalt.

Brookfield wurde inzwischen über den Boden gezogen, so sehr er auch versuchte, Halt zu finden.

Der Sand war einfach zu weich. Seine gekrümmten Finger rutschten immer wieder ab.

Ich erlebte Jane Collins hilflos. »Tu was, John!« schrie sie. »Tu endlich was!«

Und ich tat etwas.

Diesmal zog ich den Dolch. Obwohl er sich eine Weile in Baals Besitz befunden hatte, war seine Wirkung nicht verlorengegangen. Er besaß noch die Stärke, um gegen diesen verdammten Schlangenarm angehen zu können.

James Brookfield lag jetzt auf dem Rücken. Der starke Arm schleifte ihn durch den Sand. Dort wo er aus dem Boden hervorschaute, befand sich ein Loch.

Es war groß genug, um auch einen Menschen hineinziehen zu können, und der Mann wurde geradewegs auf dieses Loch zugezogen.

Jane rief noch immer. Sie feuerte mich an. Sandböen flogen gegen sie. Einen Arm hielt sie hoch, schaufelte ihr Haar zurück, das wieder nach vorn geschleudert wurde. Das Gesicht zeigte sich verzerrt, und ich warf mich auf den Arm zu.

Die Schneide des Dolchs berührte diesen widerlichen roten Arm. Ich gab der Klinge Druck, und genau an der Stelle, wo beide zusammentrafen, wurde der Arm weich und grau.

So ließ er sich durchtrennen.

Die eine Hälfte peitschte zurück. Sie ringelte in das Loch, blieb dort auch, so daß ich mich um Brookfield kümmern konnte. Er lag auf dem Rücken und bewegte sich nicht mehr. Noch immer umschloß der Tentakelarm seinen rechten Knöchel, aber die Kraft des Silbers wirkte auch dort.

Der Arm nahm eine andere Farbe an. Als er ein helles Grau zeigte, war er so leicht, daß der Wind ihn wegblasen konnte und sich der Rest mit dem Sand vermischte.

Ich half Brookfield hoch. Wir hatten keine Zeit, uns lange zu erholen, mußten weiter, denn nicht nur eine starke Hexenmagie lauerte auf uns, auch ein Junge, der unter diesen Einfluß geraten war und sich mit einem Gewehr bewaffnet hatte.

Er war zwischen den Hügeln verschwunden, dort wie ein Schatten untergetaucht und würde wahrscheinlich schon auf uns zielen. Zum Glück fegten die Schleier durch die Luft. Sie behinderten die Sicht des Jungen ebenso wie unsere.

Ich teilte die Aufgaben ein. Brookfield und Jane sollten die Dünen im Auge behalten, ich würde mich um die Hexen kümmern. Ob sie unter dem Sand oder im Wasser lauerten, war nicht festzustellen, jedenfalls kam ich mir vor wie auf einem Minenfeld. Aus dem Sand konnte jeden Augenblick eine tödliche Gefahr hervorschießen!

Vielleicht hatte dieses Hexenwesen vorerst genug bekommen, denn es zeigte sich nicht mehr.

Und auch der Sturm flaute ab.

Die Schleier legten sich lang und breit auf den Strand. Nur noch nahe der Dünen tanzten einige Wirbel. Ansonsten klärte sich die Sicht allmählich auf.

Und das war gut.

Wellen schlugen gegen den Strand. Sie sahen aus wie aus Glas, mit Schaumkämmen darauf, und sie beruhigten sich allmählich, so daß der zuletzt erlebte Sturm nur mehr Erinnerung war.

Brookfield lachte auf. »Gibt's das denn?« fragte er und schüttelte den Kopf. »Das ist doch unwahrscheinlich…«

»Wie so vieles.«

Ich ging neben Jane her und erkundigte mich, wie sie sich fühlte.

»Bescheiden ist geprahlt.«

»Spürst du etwas?«

»Ja, ich habe das Gefühl, als würde es bald rundgehen. Die Hexen sind da. Sie warten und lauern auf uns. Sie werden kommen und zuschlagen, mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Woher kommen sie?«

»Aus dem Wasser, aus dem Sand!« Sie hob die Schultern. »Wer kann das schon wissen?«

Da hatte sie recht. Wer konnte das schon wissen? Deshalb mußten

wir den Strand und auch das Meer unter Kontrolle behalten.

Wieder peitschte ein Schuß.

Diesmal hieb die Kugel in den Boden, wo sie eine Fontäne hochschleuderte. Wir schauten sofort zu den Dünen hin, wo der Junge stecken mußte.

Er zeigte sich nicht.

»Mein Sohn!« knirschte Brookfield. »Verdammt, das ist mein Sohn, und er hat sich mein Gewehr genommen.« Der Mann war außer sich. Er sah so aus, als wollte er zwischen die Dünen rennen und sich seinen Sohn schnappen. Mit beiden Händen mußte ich ihn zurückhalten.

»Laufen Sie nicht in Ihr Verderben, Brookfield!«

Er blieb stehen, aber er wollte nicht glauben, daß Matthias auf uns schoß.

»Es ist zwar Ihr Sohn, Mr. Brookfield, aber mehr auch nicht. Verstehen Sie das?«

»Nein!«

»Äußerlich gehört er zu Ihnen. Innerlich hat eine andere Kraft die Regie übernommen.«

»Und wer?«

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich die der Hexen. Sie haben in Matthias ein willfähriges Opfer gefunden. Er wollte Miß Collins töten, erinnern Sie sich.«

»Schon gut, Sinclair.«

»Wo wollen wir hin, John?« fragte Jane.

Ich gab ihr noch keine Antwort. Brookfield interessierte mich. Er stand in einer lauschenden Haltung, als würde ihm jemand aus der Ferne etwas zurufen wollen.

»Ich höre seine Stimme…«

»Welche?«

»Matthias ruft mich. Er steckt zwischen den Dünen, in einer Mulde, wo er schon einmal war.«

»Dort ist das Zentrum. Dort hat es ihn zum erstenmal erwischt«, sagte ich. »Damals hat er Miß Collins niedergeschlagen.«

Brookfield blickte mich an. »Werden wir hingehen?«

»Sicher.«

»Ich gehe vor. Dann soll er mal auf seinen Vater schießen. Das wird er nicht wagen.«

»Brookfield, verdammt, seien Sie vernünftig! Sie können nicht in Ihr Verderben laufen…«

Er hörte nicht auf mich.

»Laß ihn doch«, sagte Jane. »Versuchen wir nur, ihm Rückendeckung zu geben.«

Natürlich befanden auch wir uns in einer Gefahr. Unter uns im Sand konnten die Hexenmonstren lauern und jeden Augenblick zuschlagen.

Jane beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken wie ich. »Drei Hexen sind es, John. Glaubst du, daß wir gegen sie ankommen?«
»Ich weiß es nicht.«
»Vielleicht kann ich etwas tun.«
»Und was?«
»Ich werde versuchen, noch etwas von meinen alten Kräften zu mobilisieren.«
»Sind die noch vorhanden?«
Sie nickte. »Ja, hin und wieder habe ich das Gefühl, als wären sie noch da.«
»Das kann negativ sein, Jane!«
Sie schüttelte den Kopf. »Nicht doch, John. Nur positiv, wenn man die Dinge so erkennt wie ich.«
Es war nicht mein Bier, aber ich traute dem Frieden nicht. Die andere Seite, zu der Jane einmal gehört hatte, würde natürlich alles versuchen, um sie wieder zurückzubekommen. Da gab es dann kein Pardon, da gingen sie über Leichen.
Oder sie legten es darauf an, Jane zu töten. In diesem Fall mußte es Jane allein durch ihre Anwesenheit gelungen sein, das Grauen, das tief im Meer verborgen gewesen war, an die Oberfläche zu locken.
Brookfield hatte die Dünen erreicht. Er ging aber nicht dorthin, wo er seinen Sohn vermutete, sondern blieb am Beginn der Hügel stehen und starrte nach vorn.
Dann rief er den Namen. »Matthias! Ich bin es, dein Vater! Komm, zeig dich und wirf dein Gewehr weg! Ich bitte dich darum, Matthias! Es hat keinen Sinn…«
Eine Antwort bekam er nicht.
»Ich habe Angst um den Jungen«, flüsterte Jane. »Schreckliche Angst. Die Hexen kennen keine Gnade. Denen ist es egal, ob es sich dabei um Erwachsene oder Kinder handelt. Schließlich habe ich selbst einmal zu diesem Volk gehört.«
James Brookfield war verzweifelt. Er schaute sich um, wir sahen in seinen Augen die Verzweiflung, er hob die Schultern und wußte nicht, was er sagen sollte.
»Kommen Sie zu uns!« rief ich.
Er schüttelte den Kopf. »Ich… ich suche ihn!«
Brookfield ging. Er mußte es tun, sein Sohn war ihm wichtiger. Möglicherweise war die Liebe zwischen diesen beiden Menschen stärker als der Hexeneinfluß.
»Und was machen wir?« fragte Jane.
»Wir kümmern uns um die Hexen.«
»Sie zeigen sich nicht. Vielleicht stört sie etwas.«
»Kannst du nicht mit ihnen in Kontakt treten?«
»Als Feindin.«

»Wenn du noch einige deiner alten Kräfte besitzt und auch gewisse Stimmungen spüren kannst, wäre es doch ganz nützlich, einmal den Kontakt mit den Hexen herzustellen.«

»Ich weiß nicht…«

»Lock sie, Jane, wenn du kannst…«

Die blonde Frau überlegte, während ich mich umdrehte und gegen die anrollenden Wellen schaute, die wieder ihre normale Größe erreicht hatten.

Das Meer ist ein unerschöpfliches Reservoir. Aus dem Meer ist das Leben gekommen. Egal, ob böses oder gutes. Vielleicht würde es irgendwann wieder ins Meer zurückgehen, wer konnte das schon wissen?

Im Wasser lauerten auch die Hexen.

Sie beherrschten dieses Gebiet, hatten ihren Bereich ausgedehnt und waren in die Strandregion eingedrungen.

Mein Blick traf Jane Collins. Auch sie war eine Hexe gewesen. Jetzt stand sie am Strand, schaute auf das Wasser. Der Wind fuhr von der Seite her gegen sie und hob das Haar an. Er preßte auch die Kleidung gegen ihren Körper.

Sie hatte eine noch immer sehr gute Figur. Vielleicht war sie in der letzten Zeit zu schlank geworden, aber irgendwo muß der Streß ja hängenbleiben.

»Ich spüre es, John, du schaust mich an.«

»Sicher.«

»Was denkst du?«

Ich lachte. »Vielleicht rede ich mit dir später darüber.«

Sie drehte sich um. »Ist gut.« Dann lächelte sie, während sie einige Strähnen zur Seite wischte.

Es war ein Lächeln, das ich ebenfalls noch von früher her kannte. Irgendwie machte es mich an. Es war fröhlich und frei, gelockert und gelöst. Eigentlich verrückt, in einer Lage wie dieser hier zu lächeln. Sekundenlang schien es, als gäbe es keine Gefahr mehr, aber das Lächeln auf Janes Gesicht zerbrach.

Angst verzerrte ihre Züge.

Ich war mit einem Schritt bei ihr. »Was hast du?«

»John, ich… ich spüre es. Sie sind unterwegs. Die Hexen kommen. Ich merke es. Der Kontakt ist da…« Sie schaute mich aus großen. Augen an. »Da ist noch etwas bei mir zurückgeblieben…«

»Woher kommen sie?«

Jane drehte sich um. Sie schaute wieder auf das Meer und die anrollenden Wellen.

Da wußte ich Bescheid.

Unser Blick war frei. Über uns standen die gewaltigen Wolkenberge. Darunter lag die graugrüne Wasserfläche, die einen Hauch von

Unendlichkeit abstrahlte. Sie wogte und lief einem Ziel entgegen.
Aber nicht allzu weit entfernt tat sich etwas auf den Wellen. Dort hatte sich eine glatte Insel gebildet. Sie erinnerte mich in ihrer Farbe an graues Blei und schien ein Fleck zu sein, unter dem es gärte. Die Wellen liefen um diese Insel herum, als hätten sie Furcht davor, sie zu überspülen.
»Sie werden aus dem Wasser kommen, John!«
Jane hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es geschah. Auf einmal geriet die Fläche in Bewegung. Vorbei war es mit der Ruhe. Zwar rannen die Wellen noch an ihr vorbei, aber das Gebiet begann zu kochen. Schaum bildete sich.
Wirbel entstanden. In der Tiefe waren sie geboren. Sie sorgten dafür, daß auch das mit nach oben stieg, was am Grund gelauert hatte.
»Jetzt kommen sie«, flüsterte Jane. Sie hatte recht. Die Hexen kamen tatsächlich…

***

James Brookfield hatte in seinem Leben noch nie eine so große Angst verspürt wie in diesen Augenblicken, als er über den Strand schritt, auf die Dünen zuging, um dort seinen Sohn zu suchen.
Seinen Jungen, der sich mit einem Gewehr bewaffnet hatte und sich nicht scheuen würde, auf den eigenen Vater zu schießen.
Brookfield spürte in seinem Nacken die Kälte. Sie lag dort wie eine Eisschicht, die bis zum letzten Wirbel hinabreichte. Seinen Magen spürte er als eisernen Klumpen.
Noch immer konnte er sich nicht vorstellen, daß Matthias, sein eigener Sohn, auf ihn schießen würde. Der Junge war wahnsinnig. Er mußte doch wissen, was er tat.
Oder nicht?
Brookfield dachte an die Hexen. An die alte Legende, die zu einer furchtbaren Wahrheit geworden war. Eine genaue Erklärung hatte er nicht, aber er konnte sich vorstellen, daß das Auftauchen der blonden Frau in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.
Sie hatte dafür gesorgt, daß die drei Meerhexen freikamen.
Brookfield hatte die Dünen längst erreicht. Wie oft hatte er hier nach Proben für seine Arbeit gesucht. Er kannte jeden Fußbreit Boden.
Der Sturm war abgeflaut. Der hochgeworfene Sand hatte die Formationen ein wenig verändert.
Neue Hügel waren entstanden, andere verschwunden oder hatten sich verändert.
Er stampfte weiter. Es war kein Gehen mehr. Manchmal sackte er bis zu den Schienbeinen ein, wenn er auf eine Stelle trat, wo der Sand besonders weich und nachgiebig war.
Um seinen Sohn zu erreichen, mußte er sich nach rechts wenden.

Noch versperrten ihm die sandigen Wellen die Sicht auf die kleine Mulde, in der Matthias hocken würde.

Auf einem Dünenkamm blieb Brookfield stehen. Der Wind fuhr in seinen Rücken. Er drehte sich so, daß er auch zum Wasser schauen konnte, wo er seine beiden Begleiter zurückgelassen hatte.

Sie taten nichts. Wahrscheinlich redeten sie nur miteinander, aber ihre Blicke waren auf die Fläche gerichtet.

Auch Brookfield sah sie, und er konnte ebenfalls diese ruhige, inselartige Fläche inmitten des Wassers erkennen, die in einer relativen Ruhe dalag.

Brookfield ging davon aus, noch ein wenig Zeit zu haben. Ihn interessierten auch nicht die Hexen, sein Sohn war wichtiger, und der wartete auf ihn.

James beeilte sich. Matthias hatte nicht mehr geschossen. Aber Brookfield bekam eine Gänsehaut, wenn er daran dachte, daß der Junge irgendwo im Hinterhalt lauern würde und die Mündung des Gewehres auf seinen langsam näher kommenden Vater richtete.

Plötzlich war er da.

Matthias schien aus dem Sand zu wachsen, als er sich in die Höhe schraubte. Er hielt das Gewehr mit beiden Händen fest und drehte sich so, daß die Mündung auf den näher kommenden Mann einschwenkte.

Brookfield blieb stehen.

Wie eine Statue stand er da, rührte sich nicht, schaute nur auf seinen Sohn und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Matthias!« sagte er.

Der Kleine hatte Mühe, die schwere Waffe zu halten. Aber er hatte aufgepaßt, wenn der Vater Schießübungen gemacht hatte.

Der rechte Zeigefinger des Jungen lag am Abzug…

Brookfield schluckte. Er wollte etwas sagen, aber ihm fehlten einfach die Worte. Instinktiv jedoch fühlte er, daß er seinen Sohn wohl kaum überzeugen konnte.

Die andere Seite hatte ihn unter Kontrolle. Sie hielt ihn fest, hatte sein Fühlen übernommen und diktierte auch sein Handeln, denn Matthias sprach.

»Komm her, Dad!«

Brookfield lauschte dem Klang der Stimme. Er hatte sich verändert, war nicht mehr der gleiche wie früher. Er sprach, aber er war nicht mehr so wie noch vor zwei Stunden. Seine Stimme klang viel rauher und war dunkler geworden.

»Ich warte nicht mehr lange, Dad!«

Brookfield schaute ihn starr an. Die Kinderaugen blickten so brutal, ohne Leben. »Und du willst tatsächlich auf mich schießen, Junge?« fragte Brookfield. Diesmal erkannte er seine Stimme kaum wieder.

»Ja, das werde ich.«

»Warum?«

»Weil ich es muß. Man hat es mir gesagt. Die Hexen sind zu mir gekommen. Sie wollen nicht, daß ich…« Er brach ab, schüttelte den Kopf und hob die Mündung leicht an.

Würde er feuern?

Brookfield bekam plötzlich Angst. Er senkte den Kopf, nickte und streckte gleichzeitig seinen Arm aus. »Okay, Junge, okay, ich komme zu dir. Ich möchte bei dir sein.«

Matthias schoß nicht. Statt dessen schaute er zu, wie sich sein Vater in Bewegung setzte und sich ihm mit zögernd und vorsichtig gesetzten Schritten näherte.

Er ging sehr langsam. Seine Füße sanken ein. Die Dünenkämme waren hier sehr weich.

Matthias wich zurück. Er bewegte sich im gleichen Tempo, wie auch sein Vater ging. So blieb der Raum zwischen den beiden stets gleich. Aber der Junge verschwand in der Mulde, und James folgte ihm.

Er wurde erwartet. Matthias stand genau dort, wo er auch Jane Collins niedergeschlagen hatte. Sein Gewehr hielt er so, daß die Mündung auf den Brustkasten des Mannes wies, der sich ihm näherte.

»Rutsch hinunter, Dad!«

»Natürlich.« Brookfiled hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. Er wollte seinem Sohn, der von schlimmen Mächten geleitet wurde, keinen Grund geben, abzudrücken.

Matthias behielt ihn im Auge. Brookfield hatte den Grund der Mulde erreicht. Die letzte Strecke war er hockend gerutscht und kam nun wieder hoch.

Er hatte vorgehabt, sehr dicht an Matthias heranzukommen, um ihm nötigenfalls das Gewehr aus der Hand schlagen zu können. Aber der Kleine hielt Abstand.

Es war genau die richtige Distanz, um nicht angreifen zu können, und das gefiel James überhaupt nicht.

»Und jetzt?« fragte er.

Matthias lächelte hart. »Weißt du, wo du dich befindest?«

»Ja.«

»In der Knochengrube. Wenn du den Sand hier zur Seite schaufelst, wirst du Gebeine finden, die von den Hexen ausgespieen worden sind. Bleiche Knochen, die sie nicht mehr gebrauchen konnten. Sie haben es mir erzählt. Sie holen sich die Menschen und nehmen ihnen sein Leben. Auch heute werden sie kommen, und du wirst nicht verschont, Dad!«

»Ich bin dein Vater!«

»Ja…«

James Brookfield schüttelte den Kopf. »Mehr hast du dazu nicht zu sagen, Junge?«

»Nein!«
»Und du denkst nicht mehr an das, was hinter uns liegt? Daß deine Mutter und ich dich erzogen haben, daß wir zu dir hielten und für dich gesorgt haben.«
»Weshalb soll ich daran denken? Ich gehöre anderen. Ich habe eine Welt kennengelernt, die…«
»Junge, was redest du da? Das ist doch keine Welt. Das ist einfach nicht wahr. Es ist das Grauen, der Schrecken. So kannst du nicht sprechen, Matthias.«
»Was willst du von mir, Dad?«
»Nur das Gewehr!«
»Sonst nichts?«
»Doch, ich nehme dich mit nach Hause. Deine Mutter wartet. Sie will mit dir sprechen. Sie wartet darauf, daß du zurückkommst.«
»Andere warten auch auf mich.«
»Es sind die falschen Freunde, mein Kind…« Brookfield hatte plötzlich den Eindruck, als würde ihm sein Sohn überhaupt nicht mehr zuhören. Der Ausdruck in seinem Gesicht war ein anderer geworden. Nach innen gekehrt, als lauschte er auf einen bestimmten Vorgang, den nur er selbst hören konnte.
»Jetzt ist es soweit, Dad. Ich spüre es genau. Sie haben es geschafft. Und ich auch. Sie kommen!« schrie er. »Die drei Hexen sind da. Endlich…«

***

Und sie waren da!
Das zeigten sie uns sehr deutlich. Die glatte Wasserfläche hatte sich völlig verändert und war bereit, das Grauen zu entlassen. Aus der Tiefe des Meeres stieg der legendäre Schrecken und brachte das mit, was dieser Küste den Namen gegeben hatte.
Knochen!
Die Gebeine wurden von den Wirbeln in die Höhe geschleudert, schwebten sogar über dem Wasser, fielen zurück, Wellen erfaßten sie, schleuderten sie weiter und trieben sie immer näher auf den Strand zu.
Manchmal kamen mir die Knochen und Schädel vor, wie in Glas eingepackt. Sie hüpften auf den Kämmen, überschlugen sich, rollten weiter, und die ersten hatten bereits den Strand erreicht, wo sie auch liegenblieben.
Jane war zu mir gekommen und stand dicht neben mir. Sie erinnerte mich an eine in der Bewegung erstarrte Marionette, so wie sie nach vorn schaute und ihre Blicke nicht von dem bleichen Gebein lösen konnte.
Die Wellen waren so stark geworden, daß sie die ersten Knochen

praktisch bis auf Griffweite an uns herantrieben, aber wir bückten uns nicht und hoben sie auch nicht auf.

Hinter den beiden schaumigen Wellenkämmen stieg allmählich der Schrecken aus dem Wasser.

Drei Monstren!

Sie befanden sich zunächst in einer Höhe mit der Oberfläche, aber sie wuchsen von Sekunde zu Sekunde, so daß mir fast der Atem stockte, als ich ihre wahre Größe erkannte. Sie waren größer als ein Haus!

Die Meerhexen unterschieden sich durch nichts voneinander, so daß mir der Begriff Monster-Drillinge in den Sinn kam. Von menschlichen Umrissen konnte man nur entfernt sprechen. Irgendwie erinnerten sie mich an unförmige, klumpenhafte Baumstämme, in die man schreckliche Gesichter hineingeschnitten hatte, die allerdings eine entfernte Ähnlichkeit mit den Menschen aufwiesen.

Ich sah in gelbe Augen, auf klumpige, leicht rüsselartige Nasen und offene Mäuler, in denen es rot schimmerte. Aus den Mäulern schlugen jeweils drei lange, schlangenartige Schnüre von roter Farbe.

Ich hatte sie bereits gesehen. Sie waren auch aus dem Sand hervorgekrochen, um mich zu fangen.

Bedeckt waren die Gestalten von Kopf bis zum Fuß mit grüngelbem Tang. Das waren die Dinge, die ich als Tentakel angesehen hatte. Sie hatten sich irgendwie selbständig gemacht, denn sie ringelten sich auch in die Höhe oder standen seitlich vom Körper ab.

Arme besaßen die Wesen ebenfalls. Sehr lang und wiederum baumstammdick.

Vorn liefen diese Arme in gewaltige, schaufelgroße Krallen aus, die einen Menschen mit einem Schlag zerreißen konnten.

So fürchterlich und gewaltig hatte ich mir diese Hexen trotz allem nicht vorgestellt, und ich spürte im Magen einen gewissen Druck, der auf eine Angst schließen ließ.

Konnte ich gegen sie gewinnen?

Jane Collins jedenfalls glaubte es nicht. »John«, flüsterte sie. »Die sind einfach zu stark. Wir schaffen es nicht.«

Ich hielt mich mit einem Kommentar zurück, dafür sprach Jane weiter. »Glaub es mir, die werden uns holen und die Knochen ausspeien. So haben sie es immer gemacht.«

»Stehst du mit ihnen in Kontakt?«

»Ja…«

»Was sagen sie dir?«

»Ich spüre nur ihre negative Ausstrahlung. Sie haben sich sogar bei mir bedankt.« Jane lachte schrill. »Denn durch mein Erscheinen habe ich sie geweckt.«

»Was wollen sie noch?«

»Vielleicht alle Menschen. Die Bewohner von Seaford schweben in

großer Gefahr. Sie wissen es nur noch nicht.« Jane schüttelte wild den Kopf. Sie war verzweifelt.

Mir erging es auch nicht viel besser. Noch befanden sich die drei Monstren im Wasser. Sie standen versetzt zueinander, aber die vordere Hexe bewegte bereits ihren mächtigen Fuß…

»Sie dienen dem Teufel, nicht?«

»Wie alle Hexen!«

»Dann haben wir eine Chance, Jane.«

»Wie denn?«

»Mein Kreuz!«

Sie schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß dein Kreuz gegen diese Monstren hilft. Es sind wüste Gestalten, sie müssen im Laufe der langen Jahre mutiert sein. Sie haben sich im Wasser weiterentwickelt, vielleicht sogar an Stärke gewonnen, denn sie paßten sich an…«

»Laß es gut sein. Ich werde es auf jeden Fall versuchen und mein Kreuz dagegenhalten.«

Es wurde Zeit. Jede Sekunde, die verrann, brachte die Monstren näher an den Strand und damit auch an uns heran.

Wir selbst gingen so weit zurück und blieben erst stehen, als wir fast die Dünen erreicht hatten.

»Jetzt haben sie etwas bemerkt!« flüsterte Jane. »Sie nehmen wieder Kontakt mit mir auf.«

»Was sagen sie?«

»Sie machen sich lustig über uns. Sie denken, daß wir fliehen wollen. Ihre Gedankenströme sind gefährlich und rein auf Mord ausgerichtet. Sie wollen uns vernichten.«

Ich enthielt mich einer Antwort und griff statt dessen unter mein Hemd, wo das Kreuz noch versteckt hing. Schnell holte ich es hervor und streifte die Kette über den Kopf.

Jane beobachtete mich dabei skeptisch. Es hatte mal eine Zeit gegeben, da war allein der Anblick des Kreuzes eine furchtbare Qual für sie gewesen. Das lag zum Glück zurück.

Die erste Monster-Hexe hatte den Strand fast erreicht. Sie brauchte nur mehr zwei, drei Schritte zu gehen, um das Wasser ganz verlassen zu können. Sekunden später würde die zweite folgen, dann die dritte. Alles ballte sich zusammen.

Ich lief den Meerhexen sogar noch zwei Schritte entgegen. Dem Teufel sollten sie dienen, hatte Jane gesagt.

Jetzt konnte ich nur hoffen, daß ihr kein Irrtum unterlaufen war. Im Vertrauen auf ihre Worte rief ich die Sätze, die in alter Zeit geprägt worden waren und auch für die Gegenwart noch Gültigkeit besaßen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

***

Die Augen des Jungen bekamen nach seinen Worten einen anderen Glanz. Er freute sich darüber, die Hexen endlich zu sehen. Bisher hatte er mit ihnen nur auf geistiger Ebene in Kontakt gestanden.

Jetzt aber kamen sie, sie wollten sich zeigen und sich ihm offenbaren.

Er drehte den Kopf, konnte den Strand aber nicht erkennen, weil ihm die Muldenflanke die Sicht nahm.

Seinen Vater hatte er vergessen und wohl auch das schwere Gewehr in der Hand.

Das nutzte James Brookfield aus.

Er hatte bei seinem Sprung alles auf eine Karte gesetzt, war schnell wie selten zuvor in seinem Leben und schlug auch mit beiden Händen zu. Matthias, der unter dem Bann der aus dem Wasser steigenden Hexen stand, konnte sich nicht so schnell umstellen. Er sah zwar noch den Schatten seines heranspringenden Vaters, wollte vielleicht das Gewehr auch drehen, dazu kam er nicht mehr.

Der Hieb traf den Waffenlauf mit großer Wucht.

Nach rechts wurde das Gewehr gewuchtet, es rutschte dabei dem Jungen aus den Händen, er wollte nachfassen, schnappte aber ins Leere und mußte Zusehen, wie die Waffe in den Sand fiel.

Matthias stieß einen hohen Wutschrei aus. Sofort bückte er sich, aber sein Vater war wieder schneller. Mit seinem vollen Gewicht rammte er den Körper seines Sohnes. Es tat James sogar leid, doch er sah keine andere Möglichkeit und schaute zu, wie Matthias ebenfalls in den Sand geschleudert wurde.

Es waren wohl der Schreck und die Überraschung, die ihn gepackt hielten, denn er blieb regungslos auf dem Rücken liegen und konnte nichts dagegen tun, daß sein Vater das Gewehr aufhob und es schnell und routiniert entlud.

Die Geschosse fielen in den Sand. Er ließ dabei seinen Sohn nicht aus den Augen, aber James war die Erleichterung anzusehen, daß er der Sieger war.

Tief atmete er aus und nickte Matthias zu. »Jetzt kannst du aufstehen.«

Noch rührte sich der Junge nicht. Er wartete einige Zeit ab, bis er sich fast zeitlupenhaft bewegte und auf die Füße kam. Vor seinem Vater blieb er stehen.

»Glaub nur nicht, daß du gewonnen hast«, flüsterte er. »Glaube es nur nicht, Dad. Die Hexen sind stärker. Sie kommen, sie vernichten alles. Ich habe mit ihnen gesprochen.«

»Und wir werden uns deine Freundinnen jetzt einmal ansehen«, sagte Brookfield. »Geh vor mir her und klettere zum Rand hoch.«

Matthias wollte nicht. Der Junge stand da und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Aber er sah ein, daß er gegen seinen Vater nicht

ankam.

»Geh lieber«, sagte dieser mit leiser, drohend klingender Stimme. »Du hast es weit genug getrieben.«

»Ja, Dad, ich gehe. Ich will sie sehen, und du wirst sie auch sehen. Aber wer sie sieht, der ist des Todes. Das weiß ich, ich kenne sie. Sie haben mit mir gesprochen…«

Matthias ging. Brookfield verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte ein Sohn dem Vater eine so starke Feindschaft entgegenbringen? Das ging über seinen Verstand.

Er blieb hinter Matthias, der die Schräge hochstampfte, sich manchmal noch mit den Händen aufstützte und erst am Rand des Hügels in die Höhe schraubte.

Von dieser Stelle aus besaßen sie einen freien Blick bis zum Strand.

Und sie sahen die schrecklichen Monstren!

Während Matthias fast jubilierend hell aufschrie, stand sein Vater unbeweglich neben ihm, wischte über seine Augen, als könnte er damit das Bild des Schreckens verscheuchen.

Es blieb.

Wie auch die drei Monstren, die sich noch innerhalb des Wassers befanden, aber mit jedem Schritt dem Strand näher kamen, wo Jane Collins und John Sinclair auf sie warteten.

Matthias stand noch immer unter dem Bann der Hexen. »Keine Chance!« rief er. »Nein, sie haben keine Chance. Die Hexen werden sie vernichten, fressen und ihre Knochen auspeien. Ich weiß es, ich kenne ihre Stärke. Sie sind so…«

Die Augen des Jungen funkelten. Er befand sich in seinem Element. »Willst du zusehen, Dad, wie sie…?«

»Sei ruhig!«

»Nein, Dad. Ich weiß es. Ich spüre, wie sie mit mir reden. Du kommst auch an die Reihe.« Er drehte den Kopf und schaute seinen Vater aus bösen Augen an. »Auch du, Dad. Nur ich nicht…«

Im gleichen Augenblick hörten beide die Stimme des Geisterjägers John Sinclair. Was er den drei Monstren entgegengerufen hatte, konnten sie nicht verstehen, aber nach diesem Satz veränderte sich die Szene am Strand schlagartig…

***

Die im Innern des Kreuzes gelagerte geballte Kraft löste sich plötzlich und wurde frei.

Ich nahm noch wahr, daß sich Jane abdrehte und die Hände vor ihr Gesicht preßte, dann schaute ich starr nach vorn, ohne die Monstren noch erkennen zu können, denn alles war eingehüllt in ein silbrigweißes, auch grünlich schimmerndes Licht, das sich explosionsartig ausbreitete und voll auf die drei Monstren konzentriert

blieb.
Sie wurden darin eingefangen wie in einen Mantel.
Dem Teufel hatten sie gehorcht, aber der haßte das Kreuz, denn es hatte ihn schon einmal besiegt.
Auch seine Dienerinnen, die Monster-Hexen, kamen gegen diese geballte Kraft nicht an.
Im Innern der magischen Lichtglocke spalteten sich Blitze ab, die voll ins Ziel trafen.
Drei Körper waren es.
Und drei Körper bekamen die Härte der Gegenmagie voll zu spüren.
Der erste, der bereits seinen Fuß auf den Strand gesetzt hatte, zuckte zusammen und begann zu wanken, als hätte jemand wuchtig gegen ihn geschlagen. Die magischen Lichtexplosionen umtanzten ihn. Manchmal rissen sie seine Gestalt scharf wie ein Schattenriß hervor, und sie jagten auch in den Körper hinein.
Ich rechnete mit einer völligen Zerstörung. Da allerdings irrte ich mich, denn die Wirkung meines Kreuzes trat auf eine andere Art und Weise ein.
Die Hexen schrumpften.
Vor unseren Augen und innerhalb der Wolken aus Licht wurden sie kleiner. Der sie umgebende Tang fiel ab. Da kippten plötzlich verdorrte, krumme Arme dem Sandboden entgegen, und wie verbrannte Pflanzenreste wirkten auch die langen Zungen, die sich innerhalb des Schlunds nicht mehr halten konnten und ebenfalls fielen.
Von Sekunde zu Sekunde verkleinerten sie sich, bis sie ihre eigentliche Größe erreicht hatten.
Normale Menschengröße…
So mußten sie einmal früher gewesen sein, bevor man sie in die Fluten geschleudert hatte.
Jane stand neben mir und nickte. Sie verfolgte den gleichen Gedankengang wie ich.
»Ja!« flüsterte sie. »Ja, das ist es genau gewesen. Die Hexen sind zu Menschen geworden, obwohl sie auch noch Hexen sind, aber sie haben ihre monströse Gestalt verloren. So hat der Teufel sie in seine schrecklichen Arme geschlossen.«
Sie redete noch weiter. Ich hörte sie nicht mehr, weil ich vorging, denn ich wollte sie aus der Nähe sehen.
Das erste verwandelte Monster lag bäuchlings im Sand. Vom Gesicht konnte ich nichts erkennen, ich sah nur das schwarze nasse Haar. Es klebte wie eine Kappe auf dem Kopf.
Die beiden anderen hatten sich auf die gleiche Art und Weise verändert. Sie schwammen noch im Wasser. Ihre Körper wurden zu einer Beute der Wellen, die mit ihnen spielten, sie hochtrugen,

vorschoben, zurückzogen und wieder in Strandnähe brachten.

Ich stand im Wasser. Es schäumte um meine Knie. Die zweite Hexe wurde auf mich zugeschoben.

Das Wasser hatte ihr braunes Haar angehoben und schob es wie einen dunklen Vorhang vor.

Ich griff in die Masse hinein, um die Hexe ans Trockene zu ziehen. Da erwischte sie mich.

Tot hatte sie ausgesehen. Daß sie es nicht waren, bewies mir ihr Griff um meine Hüften.

Sie umklammerte mich mit ihren harten, knochigen Händen, stieß mich noch zurück, so daß ich das Gleichgewicht verlor und rücklings in das Wasser kippte.

Sofort rollten die schaumigen Wellen heran, überspülten uns beide, als wollten sie uns wegtragen.

Sie hielt fest, ich ebenfalls.

Aber ihre Hände wanderten, suchten nach meiner Kehle. Ich hatte die Augen geschlossen, etwas schlug gegen mein Gesicht, wahrscheinlich ihre Stirn, und plötzlich bekam sie Kontakt mit meinem Kreuz.

Durch ihre Gestalt ging ein Zucken. Sie ließ mich los, ich aber griff zu, hielt sie auch fest, als ich mir einen Ruck gab und meinen Oberkörper aus dem Wasser wuchtete.

Das Zeug rann mir aus den Haaren und am Gesicht entlang. Es glitt in meinen Mund, ich spie die salzigen Tropfen aus, schüttelte mein Haar und konnte sehen, was mit der Hexe geschah.

Sie hatte die Berührung mit dem Kreuz nicht überstanden. Während sie von den Wellen vor- und zurückgeschwemmt wurde, begann schon der Prozeß der Auflösung.

Das Wasser wirkte wie eine trennende Säure. Es zerriß die Hexe zu einem Puzzle und schwemmte die Einzelteile davon, wobei sich alte graue Haut von den Knochen löste und die Gebeine auf das Ufer zugetrieben wurden.

Eine war erledigt. Noch gab es zwei andere.

Ich drehte mich um.

Auf allen vieren kroch die zweite Meerhexe an Land. Ungefähr so schnell wie eine Schildkröte.

Aber die interessierte mich im Augenblick nicht.

Die erste war wichtiger.

Sie stand meiner Begleiterin Jane Collins gegenüber…

***

Die beiden unterschiedlichen Wesen starrten sich an. Jane war selbst einmal eine Hexe gewesen.

Als sie diese schaurige Gestalt vor sich sah, konnte sie nur den Kopf

schütteln. Wie hatte sie solche Monstren nur als Freundinnen bezeichnen können?

Das war ihr ein Rätsel.

Ein Gesicht besaß die Hexe nicht mehr. Unter dem klatschnassen Haar zeichnete sich ein bleich weißbläulicher Klumpen ab, in dem noch kleine Augen zu sehen waren. Wo Menschen den Mund hatten, befand sich bei ihr eine ovale Öffnung.

Jane schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte sie scharf. »Nein, nicht auf diese Art und Weise. Du bekommst mich nicht mehr, das kann ich dir versprechen. Ihr könnt immer mit mir in Kontakt treten, aber ich werde euch nicht folgen. Die Zeiten, in denen auch ich einmal dem Satan gedient hatte, sind vorbei!«

Und Jane mußte sich einfach von ihrer Vergangenheit lösen. Sie brauchte ein Ventil.

Das war die Hexe.

Mit beiden Händen schlug sie zu, in die weiche, aufgeschwemmte und teigige Masse unter dem Haar. Ihre Fäuste trafen klatschend. Das widerliche Gebilde fiel in den Sand, kam aber mit dem Oberkörper wieder hoch und empfing den nächsten Tritt.

»Da!« schrie Jane.

Einen Moment später hörte sie ihren Namen und drehte sich auf der Stelle.

»Nicht so!« rief ich ihr zu, kam langsam näher, blieb stehen und warf ihr mein Kreuz zu. »Nimm das!«

Jane Collins fing meinen Talisman auf. »Du gibst ihn mir?« rief sie.

»Ja, ich setze das Vertrauen in dich.«

Sie nickte. »Es ist gut, John Sinclair. Ich werde dich nicht enttäuschen.« Noch während sie sprach, wandte sie sich wieder der Hexe zu, die von der Gefahr wußte, denn sie versuchte, auf allen vieren davonzukriechen.

Jane war schneller.

Sie warf sich auf den Rücken, preßte die Teufelsdienerin in den Sand und drückte ihr das Kreuz in den Nacken.

Die Schreie der Dienerin des Bösen erstickten im Sand.

Jane aber stand auf.

Ich deutete nach rechts. »Da ist noch eine!«

Sie ging hin, nickte mir noch einmal zu, und die zweite, wieder normal gewordene Hexe hatte sich hochgestemmt. Wahrscheinlich war ihr auch bewußt geworden, welches Schicksal ihr bevorstand, denn sie versuchte zu fliehen.

Es wirkte lächerlich. Die Verwandlung zu einer normalen Hexe hatte sie Kraft gekostet. So war es ihr kaum möglich, die Beine vom Boden zu heben. Bei jedem Schritt schleiften die Füße durch den Sand und hinterließen ihre Spuren.

Jane brauchte sich nicht zu beeilen. Ich gönnte ihr diesen Sieg. Vielleicht schaffte sie es dadurch, einen der schrecklichen Schatten ihrer Hexen-Vergangenheit abzuwerfen.

»Bleib stehen!« rief sie.

Die Hexe, eine krumme Gestalt mit vom Wasser aufgequollener Haut drehte nur den Kopf, ging ansonsten schlurfend weiter und versuchte, einen Bogen zu schlagen.

Jane Collins brauchte sich nicht einmal zu beeilen. Plötzlich stand sie vor ihrer Feindin. Das Kreuz stach aus ihrer Faust, den Arm hielt sie gestreckt.

»Diesmal steht es auf meiner Seite!« rief sie laut, als wollte sie sich durch den Klang ihrer Stimme selbst bestätigen. »Lange herrschte zwischen ihm und mir eine tödliche Feindschaft. Das ist nun vorbei. Ich konnte dem Satan abschwören. Ich bin wieder die geworden, die ich einmal war. Und ich bin dankbar dafür. Ihr bekommt mich nicht!«

Ob die Hexe die Worte verstanden hatte, war nicht klar zu erkennen gewesen. Jedenfalls wußte sie, daß Jane nicht zu ihren Freunden gehörte, und die Frau machte es schnell und hart.

Sie stieß das Kreuz in das teigige Oval der Hexe, das wohl ein Gesicht sein sollte.

Deutlich hatte das Kreuz einen braunroten Abdruck hinterlassen, als Jane die Hand wieder zurücknahm. Die Hexe wankte. Aus ihren Gliedern strömte die Kraft, sie sackte ein, hob noch einmal die Arme, fiel in den Sand und blieb reglos liegen.

Jane stand vor ihr.

Ich ahnte, daß einiges in ihr vorgehen mußte. Sie hatte die Chance bekommen und sie genutzt.

Als mein Schatten gegen sie fiel, reichte sie mir das Kreuz zurück. »Ich danke dir, John. Jetzt weiß ich, daß ich es richtig gemacht habe, als ich die Staaten verließ.«

»Meinst du?«

»Ja, ich bin mir sicher. Mein Platz ist nicht in Amerika, sondern hier in London. Ich muß wieder so werden, wie ich früher einmal gewesen bin. Es ist noch ein langer Weg. Das verstehst du, John, oder?«

Ich strich über ihr Haar. »Und wie ich dich verstehe, Jane. Ich hoffe, daß du Erfolg hast…«

»Danke«, erwiderte sie erstickt.

***

»Dann hätten wir ja alles geschafft, nicht wahr?« Obwohl James Brookfield so forsch gesprochen hatte, war das Zittern in seiner Stimme nicht zu überhören.

Wir drehten uns um. Ich hatte meinen Arm um Janes Schulter gelegt, und die gleiche Haltung hatten Vater und Sohn eingenommen. Sie

boten ein Bild, das mich froh stimmte.

»Wieder alles in Ordnung?« fragte ich.

Brookfield blieb stehen. »Ja, Mr. Sinclair, es ist wieder alles klar. Als es Ihnen gelang, die Hexen zu vernichten, da löste sich auch deren Bann bei meinem Sohn. Er weiß von nichts mehr.«

»Das ist gut.«

»Wieso denn, Dad?«

»Laß es, Matthias. Wir haben alle einen bösen Traum erlebt und auch wohl dazugelernt. Am meisten ich. Wahrscheinlich soll man über die Geschichten, die man sich so erzählt, doch nicht lachen und statt dessen versuchen, sie ernst zu nehmen.«

»Sie sprechen mir aus der Seele, Mr. Brookfield.«

»Als Andenken sind Knochen geblieben«, sagte er leise und lachte auf. »Sie wissen ja, diese Stelle hier heißt Knochen-Küste. Ich meine, sie hat ihrem Namen wieder alle Ehre gemacht.«

»Leider«, fügte ich hinzu.

»Sollen wir gehen?« fragte Jane.

Dem stand nichts im Wege. Den gleichen Weg schritten wir zurück und waren froh, es überstanden zu haben. Das konnte man von der Pensionswirtin Clara Wilson nicht behaupten. Ihr Tod war zum schaurigen Beweis einer lebendig gewordenen Sage geworden.

Als wollte uns die Sonne einen Beweis für unseren Sieg geben, so erschien sie plötzlich aus einem Wolkenloch und sandte ihre wärmenden Strahlen auf den Strand.

Sie stand schon tief.

Wir schritten ihr entgegen. An meiner Seite Jane Collins. Fast war es wieder so wie früher…

ENDE